

... lieb mich einfach

Rosi Wanner

4. Auflage November 2019

Neuaufgabe des Titels: (K)ein Prinz für Lilly Liberty

Lektorat: Astrid Rösel schreibbogen.de
Coverdesign: INDIEGO designenlassen.de
Bildnachweis: stock.adobe.com
verliebttes paar © contrastwerkstatt
Heart cloud in a blue sky © Stefano Garau
New York City Manhattan © Aliaksei

Rosi Wanner
97273 Kürnach
kontakt@rosiwanner.de
www.rosiwanner.de

Copyright © 2016 Rosi Wanner

Alle Rechte vorbehalten

ISBN-13:978-1721754380
ISBN-10:1721754385

Liebe ist manchmal traurig,
oft sehr schön,
aber immer das Wichtigste im Leben.

1

Es wurde definitiv Zeit für eine Veränderung in meinem Leben! Gestern Abend hatte der Grundschuldirektor des Nachbarortes mit einem Blumenstrauß vor unserer Haustür gestanden, um mich zu einem Date einzuladen. Natürlich eingefädelt von meiner Tante. Und nicht ihr erster Versuch. Inge hatte trotz des Dramas um Daniel immer noch nicht begriffen, dass mich kein Mann lieben konnte.

»Mist!«, ächzte ich auf Knien rutschend, legte mich bäuchlings auf den Kofferdeckel und hämmerte mit den Fäusten gegen die beiden Riegel. In mein Sichtfeld, das sich auf eine ahornfarbene Parkettdiele beschränkte, schoben sich ein Paar Lammfellpantoffeln.

»Lilly! Was machst du da?«

»Wonach sieht es denn aus?«, stöhnte ich, streckte den Kopf so hoch, wie es bei dieser Körperhaltung möglich war und starrte auf zwei Beine in Feinstrumpfhosen, die unter einem schmal geschnittenen Jeansrock verschwanden. Ich wusste, was für eine Litanei meine Tante gleich vom Stapel lassen würde und stellte meine Ohren schon mal auf Durchzug. In jahrelanger Übung hatte ich diesen Vorgang perfektioniert. Erst suchte ich mir irgendwo einen imaginären Punkt, dann ließ ich vor meinem geistigen Auge eine Harley erscheinen, auf der ich anschließend einen

kalifornischen Highway entlangbretterte und dabei mein Lieblingslied *Born to be wild* rockte. Diesmal funktionierte meine gedankliche Flucht allerdings nicht. Inges Fellpantoffeln waren zu gegenwärtig, um anderes Bild aufkommen zu lassen.

»Hättest du deine Sachen ordentlich zusammengelegt, so wie ich es dir schon Trilliarden Mal gezeigt habe, würden sie auch in den Koffer passen.«

Ich brauchte Inge nicht anzusehen, um zu wissen, dass sie mit erhobenem Zeigefinger vor mir stand, ihre Brille auf der Nasenspitze saß und ihr Blick tadelnd auf mir ruhte. Seit neunzehn Jahren versuchte sie, mich zur Ordnung zu erziehen. Erfolglos. Meine kreative Ader sträubte sich vehement gegen jegliche Form geregelter Aufbewahrung meiner Klamotten und allem anderen, was sich in meinem Zimmer so tummelte. Eine Katastrophe für meine Tante, die vor ihrer Pensionierung als Lehrerin gearbeitet hatte und Ordnung als oberste Voraussetzung für einen gesunden Geist hielt.

Ich rollte mich vom Koffer, hockte mich auf die Knie und grinste meine Tante an. »Du gibst niemals auf, oder?«

Inge schüttelte den Kopf, rückte ihre Brille zurecht und breitete die Arme aus. »Ach Lilly, warum verlässt du uns?«

Ihr Blick traf mich mitten ins Herz, aber diesmal würde ich mich nicht erweichen lassen. Seufzend stand ich auf und nahm meine Tante in den Arm. Mein Kinn glitt über ihren Haaransatz und meine langen blonden Haare umrahmten ihre Kurzhaarfrisur wie ein Schleier.

»Weil ich seit fünfundzwanzig Jahren zu Hause wohne.«

Und genau das würde ich ändern. Heute!

Inge schob mich auf Armeslänge von sich und tätschelte meine Wange. »Aber dafür hattest du triftige Gründe.«

Genau genommen zwei. Eigentlich hatte ich mich schon nach meiner Masterarbeit örtlich verändern wollen, aber dann war die Krankheit meines Vaters dazwischengekommen und kurz darauf das Drama mit Daniel.

»Paps' Herzinfarkt ist bereits eine Weile her, und er hat sich prima davon erholt.«

Ich ließ meine Tante los und hockte mich vor den Koffer. Als ich den Deckel anhub, um die Ursache des Staus zu beheben, quollen seitlich zwei einzelne Socken heraus, und ein Fotorahmen rutschte vom Kleiderberg direkt in meine Hände.

»Du siehst deiner Mutter sehr ähnlich.« Inge hockte sich neben mich, und wir betrachteten das letzte gemeinsame Familienfoto, das ein Tourist auf Key West in Florida von uns aufgenommen hatte. Mein Vater lehnte in weißen Shorts an einem Mauervorsprung und im Hintergrund spiegelten sich die Sonnenstrahlen in dem kitschigsten Meeresblau, das man sich nur vorstellen konnte. In seinem rechten Arm grinste ich mit Zahnlücke und zusammengekniffenen Augen in die Kamera, und auf der anderen Seite strahlte meine Mutter, als wollte sie Werbung für Zahn-Bleaching machen. Ihre hellen Haare waren zu langen Zöpfen geflochten und im Haaransatz steckte eine rote Hibiskusblüte. Geradezu perfekt passte sie in das Klischee der langbeinigen kalifornischen Schönheit. Mein Vater wusste bis heute nicht, wie er es geschafft hatte, dass sie das sonnige Los Angeles verlassen hatte und mit ihm nach Deutschland gezo-

gen war. Allerdings hatte er dafür ein Opfer bringen und ihren Nachnamen *Harper* annehmen müssen. Auf gar keinen Fall wollte meine Mutter *Schimmelpfennig* heißen, wofür ich ihr heute noch dankbar war.

Inge seufzte und legte einen Arm um meine Schulter. »Kaum zu glauben, dass es schon neunzehn Jahre her ist.«

Ich nickte und mein Magen zog sich wie immer schmerzhaft zusammen, wenn ich an den Tag dachte, der meine Kindheit wie ein Erdbeben erschüttert hatte, mit Nachbeben, die ich heute noch spürte. Keine Sekunde hatte ich von dem Nachmittag vergessen, als Paps zitternd und um Fassung ringend in das Krankenzimmer gekommen war, in dem ich nach dem Autounfall gelegen hatte. Weinend hatte er mir ins Ohr geflüstert, dass Mama den Zusammenstoß mit dem Geisterfahrer nicht überlebt hatte. Die bunten Zootiere und Sommerblumen, die jemand an die Wände gemalt hatte, waren auf einen Schlag verblasst, als hätte der Winter Einzug ins Zimmer gehalten. Eine Woche hatten die Ärzte um ihr Leben gekämpft, eine Woche, in der Paps jede Nacht an ihrem Bett gesessen, ihre Hand gehalten hatte und nicht wahrhaben wollte, was die Ärzte ihm schonend prophezeit hatten.

An diesem Nachmittag hatten Paps und ich uns stundenlang Geschichten über Mama erzählt, gelacht und geweint. Mehrmals hatte ich ihm über die Wange gestreichelt und versichert, dass sie wieder nach Hause kommen würde, er müsse nur ein bisschen Geduld haben. Irgendwann hatte er es aufgegeben, mir verständlich zu machen, dass unser Leben nie mehr so sein würde, wie es mal war.

»Paps hat sich nie wieder für eine andere Frau

interessiert«, murmelte ich und verstaute das Bild bruchssicher unter ein paar zusammengeknüllten Pullis.

»Lindsay war seine große Liebe. Die erlebt man nur ein Mal im Leben.« Inge seufzte dramatisch auf. »Wenn überhaupt.«

Daniel, schoss es mir durch den Kopf und sein Gesicht tauchte vor mir auf, *du hast auch behauptet, ich sei deine große Liebe*. Im nächsten Moment schob ich sein Bild zur Seite. Ich musste mich auf einen Neuanfang konzentrieren. Er war aus meinem Leben verschwunden, und ich konnte es ihm nicht mal verübeln.

Als hätte Inge meine Gedanken gelesen, drückte sie aufmunternd meinen Arm. »Auch du wirst jemanden fürs Leben finden«, tröstete sie mich und verteilte den Kleiderberg gleichmäßig im Koffer.

Ich nickte nur, klappte den Deckel wieder zu und diesmal ließ er sich problemlos schließen. »Waren Paps und ich der Grund, warum du keine eigene Familie hast?«, wechselte ich rasch das Thema. Ich hatte sie nie danach gefragt. Inges Anwesenheit war für mich zur Selbstverständlichkeit geworden. Mein Vater war anfangs nicht in der Lage gewesen, den Alltag zu bewältigen, hatte sich in Fotoalben und alten Videoaufnahmen vergraben, um sein Glück wenigstens in Gedanken zurückzuholen. Inge hatte dafür gesorgt, dass ich wieder zur Schule ging, der Alltag zur Normalität wurde, und wir nach und nach ins Leben zurückfanden. Ein paar Monate später hatte meine Tante ihre Versetzung an die örtliche Gesamtschule durchgesetzt, war mit ihren Lieblingsmöbeln in das Gästezimmer gezogen und bis heute dort geblieben.

Inge winkte ab. »Damals war ich schon über vierzig und hatte mit der Familienplanung längst abgeschlossen.« Sie stand auf und strich ihren Jeansrock glatt. »Ich hatte nie Glück mit Männern.« Achselzuckend sah sie mich an. »Wahrscheinlich war ich den meisten zu resolut, zu unabhängig, zu ...«

»... ordentlich«, unterbrach ich sie kichernd und machte eine ausladende Armbewegung. »Du darfst dich hier austoben, wenn ich weg bin.«

In Inges Augen schimmerte es plötzlich verdächtig. »Ach Lilly, ich werde dich so vermissen.« Ihr Seufzer kam aus den Tiefen der Lammfellpantoffeln. »Warum muss es denn unbedingt New York sein?«

»Weil *Big Apple* der Wahnsinn ist«, brummte eine Stimme hinter mir, »Lilly einen fantastischen Job bekommen hat und ihre beste Freundin Svea dort auf sie wartet.«

Paps hatte es mal wieder auf den Punkt gebracht. Auch wenn er den wichtigsten Grund vergessen oder aber unterschlagen hatte, um mir nicht wehzutun. Breitbeinig stand er im Türrahmen, den er von der Höhe her fast vollständig ausfüllte. Seine grauen, aber dichten Haare lockten sich an den Schläfen und im Nacken, und ich wollte nicht wirklich wissen, wie viele Studentinnen an seinem Lehrstuhl für *Mathematische Statistik* versucht hatten, bei ihm zu landen.

Er zwinkerte mir grinsend zu. »Ihr könnt ja täglich skypen, Emails schreiben oder euch Nachrichten über WhatsApp schicken.«

Ich ignorierte seinen Vorschlag und richtete den Koffer auf. Das hatte mir gerade noch gefehlt, ständig bei Inge zum digitalen Rapport antreten zu müssen.

Paps tippte auf die Armbanduhr. »Wenn du den Flug nicht verpassen willst, sollten wir jetzt starten.«

»Ich muss dir unbedingt Proviant mitgeben.« Hektisch lief Inge Richtung Küche. »Von dem abgepackten Fastfood im Flugzeug kriegt man Sodbrennen und Pickel.« Sie drehte sich noch mal um. »Hast du auch beide Reisepässe eingesteckt? Deinen amerikanischen Pass brauchst du für die Einreise in die USA, und den deutschen für die Rückkehr nach Hause.«

Paps und ich sahen uns an und verdrehten synchron die Augen. Inge konnte es einfach nicht lassen, für mich mitzudenken.

»Komm her, meine Kleine.« Er nahm mich in den Arm, und ich lehnte mich gegen seine breite Brust, sog den milden Duft seines Aftershave ein und speicherte ihn für meine Heimwehmomente ab.

»Ich liebe dich«, flüsterte er und drückte mir einen Kuss aufs Haar. »Und ich bin unendlich stolz, dass du diesen Schritt wagst.«

Ich spürte, wie er schluckte und augenblicklich schossen mir Tränen in die Augen.

»Auch wenn ich ein bisschen traurig bin, dass ich dich nicht mehr im Schach schlagen kann«, seufzte er.

»Moment mal!« Entrüstet schob ich ihn ein Stück von mir und blinzelte rasch die Tränen weg. »Vorgestern habe ich gewonnen.«

Leise lachend zog er mich wieder an sich und wiegte mich wie ein kleines Kind hin und her. »Pass gut auf dich auf, mein Engel.« Er umfasste mein Gesicht mit beiden Händen und sah mich ernst an. »Und vergiss eines nicht: Du bist so, wie du bist, genau richtig. Es zählen die inneren Werte, nicht die äußeren.«

Daniel hatte das anders gesehen.

2

Ich begrüße Sie an Bord des Fluges LH400 von Frankfurt nach New York.« Die souveräne Stimme des Piloten hallte durch die Kabine der Economy Class des Airbus A380.

Es war mein erster Flug in der größten Passagiermaschine der Welt, und ich war schlichtweg begeistert. Bisher kannte ich nur die Flugzeuge der Billigairlines von unseren Urlaubsflügen, in denen man sich rechts und links die Beckenknochen an den Sitzen anstieß, sobald man sich durch den Gang zu seinem Platz schlängelte.

Ich drückte mich ein wenig aus dem Polster, um mir einen Überblick zu verschaffen. An den Fenstern reihten sich jeweils drei Sitze aneinander, während im Mittelgang vier Passagiere Platz fanden. Die Kabine selbst war in übersichtliche Sektionen unterteilt, sodass man nicht bis nach vorne zum Cockpit schauen konnte, sondern das Gefühl hatte, in einem quadratischen Raum zu sitzen.

Ich saß in der letzten Reihe des Flugzeugs. Direkt hinter mir führte eine breite Treppe zur Business- und First Class. Zum ersten Mal musste ich kein schlechtes Gewissen haben, dass ich meinem Hintermann den Platz verkleinerte, als ich die Rückenlehne bis zum Anschlag positionierte.

Einen Teil der Flugzeit würden wir nachts fliegen

und, bedingt durch den sechsstündigen Zeitunterschied, am Abend gegen zwanzig Uhr auf dem JFK-Airport landen.

»Das ist schon unser dritter Flug in diesem Jahr in die USA«, stöhnte meine Nachbarin und stopfte den Duty-free-Katalog zurück in das Ablagefach vor sich. »Und jedes Mal gibt es dieselben Angebote.«

Ihr Ehemann befand sich bereits im Schlafmodus. Sein Kopf baumelte zwischen dem Fenster und ihrer Schulter hin und her.

Eigentlich hatte ich keine große Lust, mich zu unterhalten, aber ich wollte auch nicht unhöflich erscheinen. Sollte die Dame sich als Plaudertasche entpuppen, würde ich entweder komatösen Schlaf vortäuschen oder arbeitswütig meinen Laptop aufklappen. »Sind Sie beide USA-Liebhaber?«, stellte ich eine möglichst belanglose Frage.

Sie schüttelte den Kopf. »Unsere Tochter lebt mit ihrem Sohn in Manhattan. Alle drei Monate fliegen wir für zwei Wochen zu ihr.« Sie schob den Kopf ihres Mannes zum Fenster und sah mich entschuldigend an. »Er hat panische Flugangst und nimmt schon vor dem Boarding zwei Schlaftabletten.«

»Der Ärmste«, erwiderte ich mitfühlend. »Dann muss der Umzug Ihrer Tochter in die USA eine Katastrophe für ihn gewesen sein.«

»Er hat ihren Freund verflucht, als der das Auslandsangebot einer Firma angenommen und unsere schwangere Milena mitgenommen hat.« Sie seufzte und zupfte ihren Schal zurecht, dessen neonpinke Farbe zwar vorteilhaft ihren hellen Teint unterstrich, bei mir allerdings fast eine Migräneattacke auslöste. »Sogar ihr Kind hat sie dort zur Welt gebracht.«

»Dann ist Ihr Enkel Amerikaner«, sagte ich.

Meine Nachbarin nickte. »Er wird nächste Woche zwei Jahre alt.« Ihr Schal rutschte von der Schulter, als sie mit den Händen wild vor ihrem Gesicht herumfuchtelte. »Überall nur diese Wolkenkratzer, Autos und Menschenmassen. Da verliert ein Kind doch völlig den Bezug zur Natur. Ich glaube, der Kleine weiß nicht mal, wie eine Kuh aussieht.«

Obwohl ich mich eigentlich langsam aus dem Gespräch ausklinken wollte, musste ich lachen. »Ihre Tochter wird sicherlich nicht ewig dort bleiben. Dann können Sie Ihrem Enkel in Deutschland alles zeigen, was er bisher verpasst hat.«

Sie nickte ein weiteres Mal. »Und was treibt Sie nach New York?«

»Business«, wich ich aus, stand auf und kramte meinen Laptop aus dem Handgepäck in der Ablage über mir. »Ich muss mich noch ein bisschen vorbereiten«, erwiderte ich und hoffte, sie damit von weiteren Fragen abzuhalten, aber ich irrte mich.

Völlig unbeeindruckt bohrte sie weiter. »Sie arbeiten auch in den Staaten?«

»Ab nächster Woche beginnt mein neuer Job.« Um mir zur Auffrischung einen Überblick meiner bisherigen Projekte zu verschaffen, rief ich die Homepage auf, die ich für unseren ortsansässigen Optiker entwickelt hatte. Vor zwei Jahren hatte ich mich als Webdesignerin selbständig gemacht, und Inge hatte nicht nur das Brillengeschäft, sondern auch diverse andere Dienstleister unseres Ortes als Kunden an Land gezogen. Allerdings nicht ohne Hintergedanken: Solange sie mich zu Hause mit Arbeit eindeckte, würde ich keinen Grund haben wegzugehen.

»Haben Sie etwas mit Computern zu tun?«, unterbrach meine Nachbarin meine Gedankengänge

und starrte neugierig auf das Display.

»Ich habe Wirtschaftsinformatik studiert«, antwortete ich und hätte beinahe hinzugefügt: *»Mit meinem Freund wollte ich nach Berlin ziehen, um mit ihm ein Start-up-Unternehmen im Bereich Webdesign und Marketing zu gründen.«* Stattdessen biss ich mir auf die Unterlippe. Daniel und ich hatten alles bis ins Kleinste geplant. Das Businesskonzept und die Finanzierung standen, eine Wohnung mit Homeoffice am Prenzlauer Berg hatten wir in Aussicht und ein potenzieller Kunde, den Daniel bei einer Informationsveranstaltung der Wirtschaftsunioren in Dresden kennengelernt hatte, hatte Interesse angemeldet. Ich schwebte auf rosa Wolken und stellte mir die Zukunft in Regenbogenfarben vor, bis Daniel von einem auf den anderen Tag aus meinem Leben verschwunden war, und ich ohne Fallschirm abstürzte.

»Das ist ja interessant«, antwortete meine Nachbarin. »Ist das nicht eher ein ungewöhnliches Studium für ein junges Mädchen?«

Ich nickte. »Wir waren nur eine Handvoll Studentinnen in diesem Fach.« Aber vom ersten Studientag an war es meine Welt. Wegen meiner Unfähigkeit zur Ordnung, brauchte ich seit dem Tod meiner Mutter einen roten Faden in meinem Leben, Eckpunkte, an denen ich mich orientieren und festhalten konnte. In der Programmierung gaben mir die Algorithmen, hierarchischen Strukturen und streng definierten Datentypen diese Unterstützung, und mit der grafischen Gestaltung der Webseiten lebte ich meine Kreativität aus. Meine Berufswahl war eine perfekte Kombination meiner Bedürfnisse und Fähigkeiten.

»Ich möchte ja wirklich nicht neugierig erscheinen,

aber gibt es in Deutschland keine geeigneten Arbeitsplätze für Ihre Qualifikation?»

»Doch«, antwortete ich. »Informatiker werden händeringend gesucht, aber ich möchte ein bisschen die Welt kennenlernen, und New York ist eine super Basis für beruflichen Erfolg.« Und dass Daniel nach mehr als zwei Jahren in unserem kleinen Ort wieder auftauchen würde, glaubte nicht mal mehr ich.

Meine Nachbarin beugte sich augenzwinkernd zu mir. »Vielleicht lernen Sie dort Ihre große Liebe kennen.«

Fast hätte ich lachen müssen. Die große Liebe hatte ich hinter mir, was sollte da also noch kommen? Weder mein Herz noch mein Kopf glaubten daran, dass ich jemals wieder einem Mann anvertrauen könnte, warum ich anders war, als andere Frauen. Ich hätte wissen müssen, dass Daniel auf lange Sicht damit nicht klarkommen würde. Niemals hätte ich mich emotional so auf ihn einlassen dürfen.

Seufzend klappte ich den Laptop wieder zu. Mein Bedarf an Männern war bis zur nächsten Eiszeit gedeckt. Ich würde mein Leben als Single genießen, mich auf meine Karriere konzentrieren und darin meine Lebenserfüllung finden.

»Liebe bedeutet mir nicht viel«, murmelte ich und zwang mich zu einem Lächeln. »Meine Unabhängigkeit ist mir wichtiger.« Ich stand auf, legte das Notebook zurück ins Handgepäck und zog eine Decke aus der Ablage. »Ich bin zu müde, um zu arbeiten«, versuchte ich, mich ein weiteres Mal aus dem Gespräch zu befreien. »Mal schauen, ob ich ein bisschen schlafen kann.«

Meine Nachbarin kramte eine Schachtel aus der Seitentasche ihrer Strickjacke. »Wenn Sie möchten,

helfe ich Ihnen gerne mit Schlaftabletten aus.«

»Nicht nötig, danke.« Ich deckte mich zu, schloss die Augen und erlaubte meinen Gedanken ein letztes Mal, sich mit Daniel zu beschäftigen. Danach würde ich alle Erinnerungen unserer Liebe an der tiefsten Stelle des Atlantiks versenken und in New York ein neues Leben beginnen.

Das sanfte Schaukeln des Flugzeugs lullte mich ein und das eintönige Motorengeräusch erinnerte mich an den Tag, an dem ich ungewollt auf Daniels Schoß gelandet war.

3

Unsere Beziehung hatte nicht etwa im Hörsaal, in der Mensa, Diskothek oder in einer Kneipe begonnen, nein, wir waren das erste Mal in einem barocken Schlossgarten aufeinandergetroffen.

Paps hatte mir zu meinem zwanzigsten Geburtstag eine digitale Spiegelreflexkamera geschenkt, und ich war seit Tagen auf der Suche nach außergewöhnlichen Motiven. Mit dem Fahrrad war ich in den zehn Kilometer entfernten Nachbarort geradelt, um dort im Schlossgarten Eindrücke von Sommerblumen, Insekten und Fröschen einzufangen.

Obwohl später Nachmittag war, brannte die Sonne heiß auf meinen gebräunten Oberschenkeln, die in kurzen Shorts steckten. Ich lehnte das Rad an die Außenmauer, öffnete das schmiedeeiserne Tor aus dem 18. Jahrhundert und schlüpfte in den Garten, in dem ich so oft mit Mama gewesen war. Sie hatte diese Parkanlage und das Schloss mit den markanten Türmchen geliebt, und in zahlreichen Kunstgeschichtsbänden die historische Vergangenheit der Adelsfamilie recherchiert. An manchen Tagen hatten wir so getan, als wären wir Prinzessinnen, flanierten erhabenen Hauptes um den Springbrunnen, residierten auf einer Picknickdecke im Gras und tranken mit spitzen Fingern Limonade aus den filigranen Teetassen meiner Oma. Mama hatte mir Geschichten von

Königskindern, Schlossgespenstern und vergrabenen Schätzen erzählt, während mein Kopf in ihrem Schoß gelegen, und sie eine Krone aus Gänseblümchen für mich zusammengesteckt hatte.

Das knirschende Geräusch von Kies unter meinen Flipflops brachte mich in die Gegenwart zurück. Ich schlüpfte aus den Schuhen und genoss nicht nur den warmen Sand zwischen meinen Zehen, sondern auch die romantische Stimmung des Parks im Schatten der Ahornbäume. Ich freute mich darauf, alleine auf den Wegen entlangzuschlendern und unbeobachtet ein paar Fotos machen zu können.

Der schwere Duft der unzähligen Rosensorten hing wie eine Glocke über dem Park, und ich atmete tief den Geruch des Sommers ein. Ich liebte diese heißen Tage und spürte in solchen Momenten noch deutlicher die Wurzeln meiner kalifornischen Herkunft. Das Summen der Insekten erinnerte mich an den *Hummelflug* von Rimski-Korsakow, den mein Vater auf dem Klavier fast so schnell spielte, wie David Garrett auf der Violine.

Aus der Fototasche kramte ich ein Makroobjektiv, drehte es auf die Kamera und vertiefte mich in die Aufnahmen von Bienen, Hornissen und Zitronenfaltern, die wie kleine gelbe Tupfer von einer Blüte zur nächsten tanzten.

Als ich eine kurze Pause einlegte und zum Schloss blickte, fiel mir der warme Orangeton der Sonne auf, die sich in den Butzenfenstern widerspiegelte und die vordere Fassade, wie zu einem Festakt, zum Leuchten brachte. Rasch packte ich meine Sachen zusammen, schulterte den Rucksack und rannte zu dem breiten Hauptweg, von dem aus man die komplette Vorderseite des Schlosses im Blick hatte. Langsam rück-

wärtsgehend betätigte ich ununterbrochen den Auslöser der Kamera. Ein Mitarbeiter der Schlossverwaltung öffnete die breiten Flügeltüren zum Garten und bodenlange Vorhänge bauschten sich vor dem Eingang auf. Ich fing die im Luftzug wogenden Gardinen mit dem Fotoapparat ein und ließ ihn erst sinken, als mich ein Motorengeräusch ablenkte. Mit der Hand schirmte ich die Augen ab und blickte in den Himmel. Ein paar Meter über meinem Kopf schwebte eine schuhschachtelgroße Drohne mit vier Propellern. An einem Metallstück hing eine Kamera, die sich nach allen Seiten drehte. Als der Quadroptopter plötzlich absackte und auf mich zuschoss, stolperte ich nach hinten und landete unsanft auf zwei nackten Knien. Erschrocken fuhr ich hoch, drehte mich um und blickte in das Gesicht eines Mannes, der ungefähr mein Alter hatte und mit einer Fernbedienung in der Hand auf der einzigen Bank saß, die es auf diesem Weg gab.

»Ziel erreicht.« Er lachte mich an, landete die Drohne neben mir und stand auf.

»Du hast mich erschreckt.« Ich stemmte die Hände in die Hüften. »Was sollte das?« Obwohl ich die langen Beine meiner Mutter geerbt hatte, überragte er mich um einen halben Kopf. Sein Haar war genauso hell wie meins, seine Augen hinter einer Sonnenbrille versteckt. Keine XXL-Brille, die man in jedem Drogeriemarkt kaufen konnte, sondern eine schmale, die knapp seine Augen bedeckte. Als er mich angrinste, entdeckte ich zwei Grübchen auf seinen Wangen.

»Ich beobachte seit ein paar Minuten, wie du rückwärts auf mich zuläufst. Dabei habe ich die ganze Zeit überlegt, wie ich es schaffe, dich auf diese Bank

zu lotsen. Tut mir leid, dass ich dich erschreckt habe.« Über sein Gesicht huschte ein frecher Ausdruck. »Aber die Aktion war erfolgreich. Und dass du sogar auf meinem Schoß gelandet bist«, er machte eine kleine Pause, wobei das Grinsen und die Grübchen sich vertieften, »war einfach nur Glück für mich.«

Ich wusste nicht, ob ich mich über seine Dreistigkeit ärgern oder seine Offenheit freuen sollte, auf jeden Fall konnte ich nicht abstreiten, dass mir das Gesamtpaket gefiel.

Offensichtlich war er sich aber nicht sicher, was meine Erscheinung betraf. Sein Blick begann bei meinen rotlackierten Zehen und arbeitete sich an den Beinen, über Bauch und Brüste zu meinen Augen hoch.

»Bist du fertig?« Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Oder brauchst du noch meine Körpermaße?«

»Du bist schöner, als ich erwartet habe.«

Er war nicht der erste Mann, der mir dieses Kompliment machte, aber was wusste er schon. Er sah nur das, was er sehen wollte. *Falsch*, korrigierte ich mich in Gedanken, *er sieht das, was er sehen kann*.

»Was glaubst du, wie oft man mir das schon gesagt hat?«, versuchte ich ihn auf die arrogante Tour auf Abstand zu halten. In ähnlichen Situationen hatte ich festgestellt, dass dies die erfolgreichste Strategie war, um jemanden loszuwerden. Ich hatte auch heute nicht geplant, mich zu verlieben. Außer Paps, Inge und Svea konnte mich sowieso niemand lieben. Das hatten mir verstohlene Blicke, Getuschel hinter vorgehaltener Hand und taktlose Äußerungen schon in der Grundschulzeit bestätigt.

»Wenn du mir die Gelegenheit gibst, es dir hundertmal am Tag über hundert Jahre zu sagen, komme

ich dann ungefähr auf die Zahl?»

Was war das denn jetzt? Ein versteckter Heiratsantrag? Hatte der Typ nicht mehr alle Bytes im Speicher?

»Glaubst du im Ernst, dass 3.650.000 Mal ausreichen?«, konterte ich.

Ein ungläubiger Ausdruck huschte über sein Gesicht. Diesmal grinste ich. Das auszurechnen, war für mich so einfach wie Zähneputzen.

»Kein Wunder, dass du Wirtschaftsinformatik studierst«, brachte er wiederum mich aus der Fassung.

Ich musterte ihn und war mir sicher, dass er mir in keinsten Weise bekannt vorkam. »Woher weißt du das?«

Er sah fast ein bisschen enttäuscht aus. Was hatte er erwartet? Dass ich mir das Gesicht jedes Studenten eingeprägte, der mir über den Weg lief?

»Wir absolvieren zusammen die Vorlesung *Marketing-Planung*«, versuchte er mir auf die Sprünge zu helfen. Was allerdings nichts nutzte, da fünfhundert andere Personen dieses Seminar ebenfalls besuchten.

»Das erklärt trotzdem nicht, woher du meinen Studiengang weißt.« Aus meinem Fach konnte er nicht sein. Die Studenten der Wirtschaftsinformatik kannte ich alle, zumindest vom Sehen.

Er zuckte mit den Achseln. »Du bist mir aufgefallen und daraufhin habe ich jemanden nach dir gefragt.«

Ich fühlte mich zwar ein bisschen geschmeichelt, war aber gleichzeitig misstrauisch. »Bist du durch Zufall hier oder bist du mir gefolgt?«

Vehement schüttelte er den Kopf. »Ich bin doch kein Stalker.« Er zeigte auf die Drohne. »Das Licht ist heute optimal für eine Videoaufnahme. Das Schloss

und der Garten standen schon lange auf meiner Wunschliste. Ich bin übrigens Daniel.« Er reichte mir die Hand, und ich registrierte einen angenehm festen Druck.

»Lilly«, antwortete ich und zog hastig meine Hand zurück, die er ein bisschen länger festhielt, als mir lieb war.

»Lilly Harper, ich weiß.«

»Okay.« Ich setzte mich auf die Bank, schlug die Beine übereinander und blickte ihn herausfordernd an. »Du hast offensichtlich einen Wissensvorsprung. Erzähl mir mehr über dich, damit ich mir nicht so blöd vorkomme.« Beinahe hätte ich hinzugefügt, dass er endlich die Sonnenbrille abnehmen solle. Ich las gerne in den Augen anderer Menschen und bisher hatte mich mein Urteil nie getäuscht. Allerdings wollte ich nicht aufdringlich wirken, daher verkniff ich mir den Hinweis.

Er setzte sich so dicht neben mich, dass nicht mal eine Daunenfeder zwischen uns gepasst hätte. Fast wäre ich empört zur Seite gerutscht, aber dann empfand ich plötzlich seine Haut an meiner Haut als sehr angenehm. Der Duft eines dezenten Deos stieg mir in die Nase, und ich spürte mein Herz schneller pochen als sonst. *Also gut*, beruhigte ich mich, *ein kleiner Flirt endet nicht gleich in einer Beziehung, aber er macht das Leben ein bisschen aufregender*. Warum sich nicht mal etwas gönnen?

»Ich bin Daniel Michellhoff.« Er legte seinen Arm hinter mir auf die Banklehne, ohne mich zu berühren. »Und studiere Betriebswirtschaft.«

Genauso gut hätte er sagen können, dass er sich auf das Verhalten von Streifenhörnchen spezialisiert hatte, ich hätte es nicht mehr mitbekommen. Ungläu-

big drehte ich mich zu ihm. »Äh, habe ich das richtig verstanden? Michelhoff, von den *Michelhoff-Werken*?«

Er nickte nur, und es kam mir fast so vor, als wäre es ihm unangenehm, aber da musste ich mich irren. Wie konnte es einem unangenehm sein, wenn man zur Familie des größten Arbeitgebers der Region gehörte? Und damit war mir auch sofort klar, was er von mir wollte. Auf dem Schlossparkplatz stand mit Sicherheit ein Porsche-Cabrio für Schäferstündchen, und auf seinem Heckspoiler war bereits eine Kerbe für mich reserviert. Vermutlich war es seine Masche, sich nach Studentinnen zu erkundigen, um dann mit seinem Wissen Interesse zu heucheln und bei ihnen zu punkten. Schönen Dank auch. Nicht mit mir! Ich sprang auf und griff nach meinem Rucksack.

»Du gehst schon?« Seine Stimme klang belegt, und ich hielt in der Bewegung inne. Was sollte ich jetzt antworten? Das meine Familie mit dem Abendessen auf mich wartete? Wie uncool war das denn?

Daniel sah zu mir hoch und neigte den Kopf zur Seite. »Kannst du mich bitte wieder aus der Schublade rausholen, in die du mich gerade gesteckt hast? Nicht jeder, der aus einer wohlhabenden Familie stammt, bedient das Klischee des arroganten Unternehmersohns mit wechselnden Frauenbekanntschaften.«

Seine Direktheit verblüffte mich. »Mmh, erwischt«, antwortete ich genauso ehrlich und ärgerte mich im nächsten Moment über meine Vorurteile. »Mir war wohl kurzfristig entfallen, dass man nie über einen Menschen urteilen sollte, ehe man nicht eine Meile in seinen Mokassins gelaufen ist.« Ich grinste Daniel schief an. »Lieblingsspruch meines Vaters.«

»Er muss ein weiser Mann sein.« Mit den Fingern fuhr er sich durchs Haar. »Zeigst du mir die Bilder,

die du heute gemacht hast?» Er sprach leise, als wäre er ein bisschen traurig.

Seine Bitte berührte mich. Was hatte ich schon zu verlieren? Ich würde ein paar Minuten hier sitzen bleiben und mich dann für den Rest meines Lebens von ihm verabschieden.

»Es ist nichts Besonderes«, wiegelte ich ab und setzte mich zurück auf die Bank. Diesmal achtete ich darauf, dass mindestens ein Tennisball zwischen uns Platz gehabt hätte. »Nur ein paar Insekten und Blumen.«

Kurze Zeit später vertieften wir uns in ein Gespräch über Brennweite, Belichtungszeit und Blendeneinstellung. Daniel kannte sich in der Fotografie genauso gut aus wie ich und erklärte mir bereitwillig, wie die Actionkamera funktionierte, die an der Drohne befestigt war.

»Es tut mir leid, aber ich muss Sie bitten, die Parkanlage zu verlassen. In zehn Minuten werden die Tore geschlossen.«

Überrascht hoben wir die Köpfe und starrten auf einen Mitarbeiter der Schlossverwaltung, der mit einem Schlüsselbund in der Hand klimperte.

Ich warf einen Blick auf die Armbanduhr. Im Leben nicht hätte ich vermutet, dass zwei Stunden vergangen waren.

Daniel sprang auf. »Danke, dass Sie uns informiert haben, wir haben völlig die Zeit vergessen.«

Er unterhielt sich noch so lange mit dem Mann über den neu renovierten Spiegelsaal des Schlosses, bis ich meine Sachen in den Rucksack gepackt hatte. Anschließend hob er den Quadropter vom Boden, und wir liefen wortlos zum Ausgang.

Daniel hielt nachdenklich den Blick gesenkt, und

ich fragte mich, was er dachte. Kreisten seine Gedanken um die letzten Stunden oder überlegte er, was er heute Abend unternehmen sollte?

»Schade, dass wir den Park verlassen müssen«, unterbrach ich das Schweigen, das mir langsam unangenehm wurde. »Ich wollte schon immer mal auf die Gräfin warten, die um Mitternacht im Springbrunnen badet.«

Daniel warf mir einen ungläubigen Seitenblick zu. »Du willst mir nicht ernsthaft weismachen, dass es hier Geister gibt?«

»Doch.« Ich nickte lachend. »Soll ich dir von der Adelligen erzählen, die jede Nacht ihre Füße waschen muss?«

»Unbedingt. Ich liebe Gespenstergeschichten.«

»Meine Mutter hat sie mir bei einem Picknick im Park erzählt«, begann ich. »Die junge Frau des Grafen ließ sich jeden Abend von einer Dienerin die Füße waschen. Die Gräfin mochte das Mädchen nicht, weil es afrikanischer Herkunft war und rieb sich deshalb jedes Mal vorher die Füße mit Asche ein. Während das Mädchen versuchte, den Ruß zu entfernen, mishandelte die Gräfin es mit Stockhieben, bis sie es eines Tages so schwer verletzte, dass es starb. Die als Küchenmagd für die Gräfin arbeitende Mutter des Mädchens verfluchte daraufhin ihre Herrin. Tausend Jahre lang muss sie nun um Mitternacht im Springbrunnen ihre Fußsohlen scheuern, bis Blut ins Wasser tropft.«

»Eine gerechte Strafe«, kommentierte Daniel, »aber ich habe noch nie von dieser Story gehört.«

»Ich glaube auch nicht, dass sie stimmt.« Ich lachte. »Meine Mutter hatte eine blühende Fantasie. Sie konnte mir stundenlang Geschichten erzählen.«

»Wieso *hatte* und *konnte*?« Er musterte mich. »Was ist mit deiner Mutter?« Im nächsten Moment winkte er ab. »Sorry, vergiss es. Ich bin zu neugierig.«

Manch anderem wäre meine Wortwahl gar nicht aufgefallen, und ich freute mich, dass Daniel aufmerksam zugehört hatte. Daher fiel mir die Antwort nicht schwer. »Kein Problem, das ist kein Geheimnis. Als ich sechs Jahre alt war, ist sie bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.«

Mittlerweile hatten wir mein Fahrrad erreicht, und ich schnallte den Rucksack auf den Gepäckträger.

»Das muss schlimm für dich gewesen sein.« Daniels Stimme klang mitfühlend, und ich spürte, dass er es ehrlich meinte.

Ich nickte und sah ihn an. »Es ist merkwürdig. Heute vermisse ich sie mehr als früher. Je älter ich werde, desto häufiger denke ich an sie. Oft stelle ich mir vor, wie wir gemeinsam shoppen gehen und im Sommer in der Fußgängerzone einen Latte macchiato trinken.« Überrascht über mich selbst starrte ich auf die silbernen Schnallen des Rucksacks. Was ging in mir vor? Noch nie hatte ich mit jemanden, den ich kaum kannte, über Mama gesprochen. »Es gibt Orte, wie diesen Schlosspark, in dem sie mir ganz nah ist, weil wir hier viel Zeit miteinander verbracht haben.«

»Und in dem sie dir verrückte Storys erzählt hat, die du nie vergessen hast.« Über Daniels Gesicht huschte plötzlich ein Ausdruck, als wäre ihm etwas eingefallen. Prüfend sah er mich an. »Hast du heute Abend Zeit oder wartet jemand auf dich?«

Was sollte ich darauf antworten? Zählten Inge und Paps auch, weil sie zum Essen mit mir rechneten? Die beiden meinte Daniel wohl kaum. Er wollte abchecken, ob ich einen Freund hatte. Mit einem

einfachen Ja könnte ich ihn auf Abstand halten, so wie ich es von Anfang an geplant hatte, so wie ich es jedes Mal tat.

»Äh, nein, ja, vielleicht«, stammelte ich und hätte am liebsten meinen Kopf an die Parkmauer gedonnert, am besten gleich mehrmals. Wie peinlich war das denn? »Ich meine, ich habe noch Zeit und es wartet niemand auf mich.« Innerlich stöhnte ich auf. Hatte ich das wirklich gesagt? Das konnte nicht sein. War ich verrückt geworden? Auf was für ein Spielchen ließ ich mich da ein? Ich wollte gerade meine Entscheidung revidieren und ihm von einer Einladung zu einer Geburtstagsfeier erzählen, die mir entfallen war, als er mir dazwischenfunkte.

»Super!« Erfreut hob er die Hand wie zu einem Stoppschild. »Versprich mir, dass du hier stehen bleibst und dich nicht vom Fleck rührst. Ich bin in fünfzehn Minuten wieder bei dir.«

»Ich weiß nicht«, wandte ich ein, »eigentlich ...«

»Bitte, Lilly«, unterbrach er mich und kramte einen Autoschlüssel aus den Bermudashorts. »Du wirst es nicht bereuen.«

»Also gut«, murmelte ich und beschloss, mich in einer Viertelstunde und einer Sekunde vom Acker zu machen.

In den nächsten Minuten stieg ich fünfmal aufs Rad, um wegzufahren und stieg fünfmal wieder ab. Dazwischen verfluchte ich mich siebenmal, ignorierte achtmal das Kribbeln in meinem Bauch und hoffte zigital, dass er pünktlich kommen würde. Zwischendurch rief ich Inge an und erklärte ihr, dass ich mit Svea und ein paar Freunden Pizza essen und anschließend zum Bowlen gehen würde. Ich hatte keine Lust, ihr von Daniel zu erzählen. Sie würde nur

die ganze Nacht auf mich warten, um mir Löcher in den Bauch zu fragen.

Die Abendsonne leuchtete durch die Blätter der Kugelakazien und warf lange Schatten über den Parkplatz, als Daniel in der vereinbarten Zeit in einem schwarzen Golf Cabriolet auf den Platz fuhr und neben mir anhielt. Das Verdeck war geöffnet, auf dem Rücksitz stand ein Picknickkorb aus Weidengeflecht. Ich dachte, er würde mich auffordern einzusteigen. Stattdessen sprang er aus dem Auto und griff nach dem Korb. Über seinem Kurzarmhemd hing lässig ein dünner Baumwollpulli und die nackten Füße steckten in weißen Sneakers. Bei seinem Anblick drehte mein Herz pausenlos Pirouetten. Ich erkannte mich nicht mehr wieder. Was war in den letzten zwei Stunden im Park mit mir passiert? Was hatte Daniel an sich, dass ich alle meine Vorsätze über Bord warf? Lag es an seinem Aussehen oder an seiner zuvorkommenden, einfühlsamen Art? Auf jeden Fall lag es nicht an dieser verdammten Sonnenbrille, die seine Augen verdeckte.

»Soll ich deinen Rucksack in den Kofferraum legen?«, fragte er.

Ich nickte nur und reichte ihm meine Sachen.

Nachdem er das Auto abgeschlossen hatte, nahm er einfach meine Hand in seine und zog mich mit sich.

Lachend liefen wir an der Mauer entlang bis zum Ende des Parks, an dem sich reife Getreidefelder anschlossen. Zwischen den Halmen leuchteten Farbtupfer von Mohn- und Kornblumen hervor, und ich hätte mir am liebsten zur Erinnerung an diesen Moment einen Strauß gepflückt, um ihn zu Hause zu trocknen. Meine Gefühle fuhren Achterbahn mit mir,

und ich wusste nicht, ob ich es zulassen sollte, dass mir mein Herz bei einem Looping entwichte und zu Daniel überlief.

Er stellte den Korb ins Gras, ließ mich los und bildete mit seinen Händen eine Räuberleiter.

»Was hast du vor?«, fragte ich atemlos.

Grinsend wies er mit dem Kopf zur Mauer. »Wir klettern in den Park.«

»Ist das dein Ernst?« Unsicher sah ich mich um, aber Daniel hatte den Platz gut gewählt. Die Felder grenzten die Anlage vom nächsten Wohngebiet ab und dienten uns als Sichtschutz.

»Und ob! Ich möchte unbedingt die Gräfin im Springbrunnen sehen.«

Kichernd streifte ich die Flipflops von den Füßen, stellte einen Fuß in Daniels Hände und hielt mich an seinen Schultern fest. Mühelos hievte er mich auf die Mauer und reichte mir die Schuhe und den Korb. Anschließend sprang er mit einem Satz hoch, stützte sich mit den Händen auf die Steine und zog seine Beine nach. Mit baumelnden Füßen saßen wir auf der Mauer und lachten uns an.

Daniel hüpfte als erster nach unten in den Park. Mit dem Korb in der einen Hand und den Flipflops in der anderen ließ ich mich in seine ausgebreiteten Arme fallen.

Wir schlenderten an der Orangerie vorbei und suchten uns zwischen Lavendel und Hortensien ein verborgenes Plätzchen im Gras, mit Blick auf die Schlossfassade.

Die Hitze war in eine angenehme Wärme übergegangen und versprach eine laue Nacht.

»Es ist wunderschön hier.« Ich streckte die Beine aus und schlug sie übereinander.

Noch war es hell am Abend, aber ich freute mich schon auf den Augenblick, wenn die Außenlichter das Schloss anstrahlen und die antiken Gartenlaternen wie Kerzenflammen aufleuchten würden.

»Ich mag die Ruhe, diese friedliche Stille.« Daniel saß dicht neben mir. »Alte Gemäuer strahlen so eine Beständigkeit aus, als könnte sie nichts erschüttern.«

Gemeinsam blickten wir auf das Schloss mit den drei Giebeln, für das die Zeit ebenso stehen geblieben war wie für die Sandsteinskulpturen am Wegrand des Barockgartens. Zum ersten Mal seit langem dachte ich an den Feenstaub meiner Mutter, und ich wünschte mir, dass ich damit die Zeit für Daniel und mich anhalten könnte. Es gab nur diesen einen Abend für uns, und ich hätte ihn gerne um ein Jahrtausend verlängert.

Zu meinem sechsten Geburtstag hatte Mama mir eine winzige Metalldose in Form eines Gänseblümchens geschenkt, in der sich goldenes Glitzerpulver befand.

»Das ist Feenstaub«, hatte sie mir erklärt. *»Wenn du einen ganz besonderen Herzenswunsch hast, dann legst du etwas davon auf deine linke Handfläche, berührst mit der rechten Hand dein Herz, schließt die Augen und während du den Feenstaub in die Luft pustet, denkst du ganz fest an deinen Wunsch.«*

Kurz nach Mamas Beerdigung hatte ich mich zum Friedhof geschlichen. Mit der Dose in der Hand und leuchtenden Augen stand ich vor ihrem Grab, auf dem noch die Kränze der Familie und Freunde lagen. Ich freute mich schon auf Paps' Gesicht, wenn ich mit Mama an der Hand nach Hause kommen würde, so wie ich es ihm im Krankenhaus versprochen hatte. Mein Pferdeschwanz flatterte im Herbstwind, der die

letzten noch verbliebenen Blätter von den Bäumen riss und über die Gräber wehte. Meine Nase und Hände waren rot angelaufen, weil ich vor Aufregung vergessen hatte, mir eine Jacke und Handschuhe überzuziehen.

Ich stellte mich in quietschgelben Gummistiefeln auf die Grabumrandung und pustete und wünschte, was das Zeug hielt, legte abwechselnd meine rechte und linke Hand aufs Herz, kniff meine Augen so fest zu, dass es weh tat und konnte einfach nicht verstehen, was ich falsch machte. Als nur noch ein paar Glitzerkörnchen übrig waren, räumte ich die Kränze und Blumen vom Grab. Wie sollte meine Mutter auferstehen, wenn sie von dem ganzen Zeug erdrückt wurde? Um ganz sicherzugehen, schaufelte ich zusätzlich mit den Händen die obere Erdschicht weg. Bevor ich den letzten Feenstaub in die Luft pusten konnte, legte sich eine Hand auf meine Schulter.

»Bewahr ihn dir auf«, flüsterte mein Vater mit belegter Stimme. »Irgendwann wird die Fee dir einen Wunsch erfüllen.«

Da wusste ich, dass Paps im Krankenhaus recht gehabt hatte, Mama würde nie mehr wiederkommen.

»Hast du Hunger?«, holte Daniel mich aus der Erinnerung. »Ich habe uns etwas eingepackt.«

»Bärenhunger«, antwortete ich, verscheuchte die Geister der Vergangenheit und half ihm, eine weiße Tischdecke auf dem Rasen auszubreiten. Ich fand es cool, dass er sich so viel Mühe gemacht hatte. Noch nie hatte ich ein Date unter freiem Himmel gehabt. Wie denn auch? Ich hatte es nie so weit kommen lassen.

Daniel zauberte belegte Brötchen aus dem Korb,

Weintrauben, Erdbeeren, zwei Sektflöten und eine Flasche Rosé. Dazu ein paar Teelichter und sogar an Servietten hatte er gedacht. Gekonnt öffnete er den Sekt, goss die beiden Gläser halbvoll und reichte mir eins.

»Auf einen unvergesslichen Abend, in einem herrlichen Ambiente, mit einer wunderbaren Frau«, prostete er mir zu.

Gut, dass ich im Gras saß, meine Beine wurden so weich wie das Wachs der Teelichter.

»Und auf meinen sympathischen Begleiter, mit ausgefallenen Ideen und Sinn für das Übernatürliche«, vollendete ich den Trinkspruch und hielt kurz vor seinem Glas in der Bewegung inne. »Ich fände es schön, wenn ich dir beim Anstoßen in die Augen schauen könnte«, wandte ich ein und hoffte, dass er endlich die Sonnenbrille abnehmen würde. Ich wollte die Farbe seiner Augen sehen, darin erkennen, ob sie einen warmen oder kühlen Ausdruck hatten, und ob sie sich veränderten, wenn er lachte.

»Bei hellem Licht bekomme ich sofort Migräne«, wehrte er ab. »Stößt du trotzdem mit mir an?«

Ich wunderte mich, warum er nicht wenigstens kurz die Brille abnehmen konnte, aber da ihm dieses Thema offensichtlich unangenehm war, wollte ich ihn nicht weiter in Verlegenheit bringen. »Kein Problem«, erwiderte ich und unsere Gläser stießen mit einer Klangfarbe aneinander, die ich am liebsten als Klingelton auf meinem Smartphone gespeichert hätte.

In der nächsten Stunde saßen wir dicht nebeneinander, und während wir uns gegenseitig Weintrauben und Erdbeeren in den Mund schoben und uns über einen Frosch schlapp lachten, der völlig unbeeindruckt von unserer Gegenwart über die Tischdecke

hüpfte, berührten sich wie zufällig unsere Hände, Arme und Beine. Irgendwann dachte ich nur noch, ich würde an einer Starkstromleitung hängen. Wie 100.000 Volt durchfuhr mich jede Berührung.

Nach und nach verabschiedete sich die Sonne von unserem Picknickplatz, und die Laternen tauchten den Park in ein Farbenspiel aus Licht und Schatten. Ich schlang die Arme um die Knie und lauschte den Grillen, die intensiv zirpten, als hätten sie sich zu einer Party versammelt.

Daniel rückte ein Stückchen näher zu mir, legte fürsorglich seinen Baumwollpulli über meine Schultern und katapultierte mein Herz zur höchsten Stelle der Achterbahn.

»Das ist ein perfekter Sommerabend«, murmelte er. Sein Gesicht näherte sich meinem.

Ich nickte nur und öffnete leicht den Mund. Mit einer zärtlichen Bewegung strich er mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Seine Hand umschloss sanft meinen Nacken, und als ich seine Sonnenbrille nach oben schob und in seine Augen sah, wusste ich, dass alles, was in den nächsten Stunden passieren würde, richtig war. Unsere Lippen trafen aufeinander, als würden sich zwei Puzzleteile verbinden.

4

Entsuldigen Sie, möchten Sie die vegetarische Lasagne oder lieber Spaghetti Milanese?»

Unwillig öffnete ich die Augen und starrte auf das gelbe Halstuch einer Flugbegleiterin.

»Die Lasagne, bitte«, antwortete ich nach ein paar Sekunden der Orientierung. So intensiv hatte ich schon lange nicht mehr von Daniel geträumt. Die Erinnerungen bereiteten mir fast körperliche Schmerzen. Ich holte tief Luft, um den Knoten in meinem Magen aufzulösen, während die Flugbegleiterin mir das Tablett reichte.

Meine Nachbarin hatte für sich und ihren schlafenden Ehemann die Spaghetti gewählt und mühte sich damit ab, die heiße Aluschale zu öffnen.

»Sie hatten einen unruhigen Schlaf«, bemerkte sie mit einem Seitenblick auf mich. »Aufgeregt wegen des neuen Jobs?«

»Mmh«, machte ich nur.

»Wie heißt denn das Unternehmen, bei dem Sie anfangen?«

Sie zeigte ehrliches Interesse und daher beantwortete ich ihre Frage bereitwillig. »*WebNet-Europe*.« Ich schob ein Stück Lasagne auf die Gabel. »Das Unternehmen bietet den US-Firmen einen Rundumservice für ihren Webauftritt in Europa.«

Die Lasagne schmeckte nicht schlecht und auch

der Salat dazu war wirklich genießbar. Sogar Inge hätte daran nichts zu meckern gehabt.

»Haben Sie sich bei der Firma beworben? Sie benötigen doch sicherlich eine Aufenthaltsgenehmigung.«

Ich schüttelte den Kopf. »Meine Mutter war Amerikanerin. Ich bin in Los Angeles geboren.«

Überrascht sah sie auf. »Sie sprechen aber perfekt Deutsch, ohne jeglichen Akzent.«

Sie wirkte so verblüfft, dass ich lachen musste. »Mein Vater ist Deutscher, daher besitze ich zwei Staatsbürgerschaften und beherrsche beide Sprachen.«

»Dann hatten Sie sicherlich keine Probleme bei der Jobsuche?« Meine Nachbarin machte sich über das Essen ihres Mannes her, den die Schlaftabletten völlig ausgeknockt hatten. Seine Wange klebte am Fenster und sein Hals wies eine ungesunde Beugung auf. Allein beim Anblick bekam ich Nackenschmerzen. Intuitiv richtete ich meine Halswirbelsäule auf. »Eine Freundin von mir arbeitet seit einem halben Jahr in New York und hat sich für mich umgesehen.«

»Ist sie auch Amerikanerin?«

»Nein, sie hat über ihren Arbeitgeber eine Greencard erhalten.«

Zustimmend nickte sie. »Genauso wie unsere Tochter und ihr Lebenspartner.« Ein Spritzer Tomatensoße landete auf ihrem pinkfarbenen Schal. Ungerührt stopfte sie das Halstuch unter die Bluse und bot mir anschließend das Schokoladendessert ihres Mannes an, das ich dankend annahm. Ich war ein Schokoladenjunkie und konnte zu so einem Angebot nicht Nein sagen.

»Hat Ihre Freundin Ihnen den Job besorgt?«

Ich schüttelte den Kopf und stapelte die leeren

Schälchen und Plastikverpackungen aufeinander. »Ein Bekannter von ihr arbeitet für *WebNet-Europe*. Von ihm hat sie erfahren, dass die Firma europäische Mitarbeiter sucht. Ich habe mich ganz normal beworben.«

»Und wie sieht es bei der prekären Wohnungssituation in der City mit einer Unterkunft aus? Man sagt, die Mieten in New York seien so hoch wie ihre Skyline.«

Normalerweise hätten die vielen Fragen mich allmählich genervt, aber mittlerweile fand ich meine Nachbarin ganz sympathisch, mit ihrem neonpinken Schal und dem völlig weggetretenen Ehemann, dem sie das Essen wegfütterte.

»Mein Arbeitgeber hat mir ein Mikro-Apartment am Carmel Place in Kips Bay besorgt. Die Wohnung ist zwar mit achtundzwanzig Quadratmetern relativ klein, aber es handelt sich um einen Neubau mitten in Manhattan.«

Laut Svea war diese Wohnung so viel wert wie ein Sechser im Lotto.

Die Sekretärin von Arthur Collister, meinem neuen Chef, hatte mir per Email ein paar Fotos der Einrichtung geschickt, und ich hatte sofort zugesagt. Ein Apartment zwischen der Park Avenue und dem East River, das hätte ich auch genommen, wenn es ein Schneckenhaus gewesen wäre. Außerdem übernahm die Firma die Hälfte des horrenden Mietpreises, den ich so nie hätte wuppen können.

»Von dem Bauprojekt hat meine Tochter mir erzählt. Angeblich sind Mikro-Apartments mit komplett durchgestylten Multifunktionsmöbel die neue Wohnphilosophie der New Yorker.«

Zustimmend nickte ich. »Die Bilder, die ich

gesehen habe, sahen jedenfalls aus.«

Ich reichte der Flugbegleiterin das Tablett und beschloss, die Neugierde meiner Nachbarin ausreichend befriedigt zu haben. Nachdem ich den Tisch hochgeklappt hatte, zupfte ich die Decke zurecht und schloss die Augen. Obwohl ich mich dagegen wehrte, knüpften meine Gedanken an den Augenblick an, an dem Daniel und ich uns zum ersten Mal geküsst hatten.



Unsere Lippen lösten sich erst voneinander, als irgendwo hinter der Parkmauer ein Hund bellte. Mit dem Daumen strich ich über Daniels geschlossene Lider. »Migräne, ja?«, murmelte ich. »Braun und grün, würde eher passen.«

Er öffnete die Augen, zuckte mit den Achseln und zog ein schiefes Gesicht. »Iris-Heterochromie«, sagte er. »Eine Pigmentstörung der Augen.«

»Warum hast du es vor mir versteckt?«, fragte ich, obwohl ich es ahnte.

»Es gibt Leute, denen fällt die Kinnlade runter, wenn sie mich ansehen. Ich wollte nicht, dass mein erster Eindruck von dir ein offenstehender Mund ist.« Verlegen grinste er.

Ich konnte sein Verhalten nachvollziehen, wusste ich doch selbst, wie es sich anfühlte, wenn man nicht der Norm entsprach und deswegen unverhohlen angestarrt wurde. Und der farbliche Unterschied seiner Augen war gravierend. Während das linke einen satten Braunton aufwies, stach sein rechtes Auge so grün hervor, wie die Farbe des Froschs, der über die Tischdecke gehüpft war.

»Meine Mutter will, dass ich farbliche Kontakt-

linsen benutze«, verriet er. »Aber davon schmerzen mir nach ein paar Stunden die Augen. Ich trage lieber eine Sonnenbrille.«

Wäre seine Mutter hier gewesen, hätte ich sie vermutlich im Springbrunnen ertränkt. Was war das für eine Mutter, die ihrem Kind das Gefühl gab, mit einem Makel geboren zu sein, den es verstecken musste? Ich war drauf und dran, ihm zu zeigen, dass ich erst recht nicht perfekt war, aber ich traute mich nicht. Über Jahre hinweg hatte ich einen Schutzwall aufgebaut, außer meiner Freundin Svea niemanden an mich herangelassen, Dates abgelehnt und mir geschworen, mich niemals zu verlieben, um nicht enttäuscht zu werden. Auch wenn Daniel Gefühle in mir weckte, die ich bisher nicht gekannt hatte, blieb doch die Angst der Ablehnung.

»Du bist etwas Besonderes«, versuchte ich Daniel die Verlegenheit zu nehmen. »Wie viele der sieben Milliarden Menschen auf der Erde haben zwei verschiedene Augenfarben?« Mit dem Zeigefinger berührte ich seine Lippen. »Deine Augen sind außergewöhnlich.« Mein Mund näherte sich seinem. »Du solltest stolz darauf sein.«

»Danke«, flüsterte er, »dass du es so siehst.«

Als ich ihn küsste, war es mir völlig egal, ob ich als Kerbe im Heckspoiler landen würde, ich wollte nur dieses Gefühl für mich bewahren, es konservieren für die nächsten hundert Jahre und mich jeden Abend vor dem Einschlafen daran erinnern.

Seine Lippen lösten sich von meinen. »Bist du schon mal barfuß durch den Springbrunnen gelaufen?« Wie selbstverständlich nahm er meine Hand.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch ist nicht Mitternacht. Die Gräfin kann uns nicht in die Quere kom-

men.«

Kichernd liefen wir zum Brunnen, in dem Pegasos auf einem Felsbrocken gen Himmel strebte, eingerahmt von Wasserfontänen und mit Außenstrahlern beleuchtet.

Mühelos hob Daniel mich über den Brunnenrand ins Wasser, das angenehm kühl meine Waden umspielte.

»Ist das herrlich.« Mit dem Fuß holte ich aus und spritzte ihn nass.

»Na warte«, drohte er und hüpfte mit einem Satz in den Brunnen, während ich durch das Wasser zur gegenüberliegenden Seite flüchtete. Weit kam ich nicht. Daniels kräftigen Arme umschlangen mich von hinten. Eine Gänsehaut kroch mir über den Rücken, als er meine langen Haare zur Seite schob und mit den Lippen meinen Nacken lieboste.

»Das wirst du mir büßen«, flüsterte er in mein Ohr, drehte mich um, zog mit einem geschickten Beinzug meine Füße vom Boden weg und fing mich lachend auf, bevor ich rückwärts ins Wasser fallen konnte.

Wie die Kinder tobten wir in den nächsten Minuten durch den Springbrunnen. Noch nie hatte ich mich in der Nähe eines Mannes so ausgelassen, glücklich und geborgen gefühlt.

Kurze Zeit später wrang er vorsichtig das Wasser aus meinen Haaren. Ich saß auf dem Brunnenrand, legte den Kopf in den Nacken und suchte den Himmel nach der Venus ab. Als ich den Abendstern über dem rechten Flügel von Pegasus aufleuchten sah, beschlich mich das Gefühl, dass der Stern diese Nacht nur für mich strahlte, und ich ahnte, dass Daniel jemand war, dem ich mich das erste Mal anvertrauen könnte.

In den nächsten Stunden schlenderten wir Arm in Arm barfuß durch den Park. Daniel erzählte mir von seiner Familie, die wegen der Firma niemals Zeit füreinander fand. Ich hörte an seinem Tonfall, dass er sich trotz zweier Brüder und einer Schwester, die im Familienunternehmen an Schlüsselpositionen arbeiteten, einsam fühlte. Mehr als einmal schoss mir bei seiner Erzählung durch den Kopf, wie gut es mir doch mit Paps und Inge ging, für die ich das Wichtigste auf der Welt war.

Um Mitternacht versteckten wir uns kichernd in der Nähe vom Springbrunnen hinter einen Busch und warteten auf die Gräfin.

»Also, wenn du mich fragst«, überlegte Daniel ein paar ereignislose Minuten später, »kommt sie wahrscheinlich nur einmal im Jahr hier vorbei. Wenn wir sie sehen wollen, müssen wir ab jetzt jede Nacht im Park verbringen.«

»Bei Wind und Wetter?«, fragte ich.

»Bei Regen, Schnee, Hagel, Dürre, Hochwasser. Immer.«

»Mit Zelt und zwei Schlafsäcken?«

Er schüttelte den Kopf. »Mit einem Schlafsack für zwei.«

Mein Herz machte einen Kurztrip zur Venus und wieder zurück. Noch war es mir nicht zu hundert Prozent entwischt, aber wenn die Nacht sich so weiter entwickeln würde, würde nicht mal Kabelbinder ausreichen, um es festzuhalten.

Gegen drei Uhr morgens lagen wir an unserem ursprünglichen Platz im Gras und betrachteten den Sternenhimmel, der mir noch nie so unendlich erschienen war. Der Sekt war leer, unsere Vorräte aufgebraucht. Eine Sternschnuppe huschte über den

Himmel und ich beeilte mich, mir etwas zu wünschen, bevor sie in der Atmosphäre verglühte.

»Siehst du die Raumstation?« Daniel wies in die funkelnde Dunkelheit.

Ich hielt nach etwas Ausschau, das sich wie ein fliegender Stern über den Himmel bewegte. »Hab sie gefunden.« Ich streckte meinen Arm aus, und unsere Finger begleiteten gemeinsam die ISS, die in vierhundert Kilometern Höhe die Erde umkreiste. Als sie aus unserem Sichtfeld verschwand, nahm Daniel meine Hand in seine und küsste sie. Er drehte sich zu mir und stützte sich auf dem Ellbogen ab. Sanft strich er mir mit dem Daumen über die Wangenknochen. »Es fühlt sich alles so richtig an«, murmelte er. »Ich würde so gerne mit dir ...«

Ich legte den Zeigefinger an seine Lippen. Alle meine Bedenken, meine langjährige Strategie, Männer abzuwimmeln und die Angst vor Ablehnung, hatte Daniel innerhalb von ein paar Stunden wie einen Anker über Bord geworfen. »Ich auch«, flüsterte ich. »Aber erst muss ich dir etwas zeigen.« Mein Herz pochte so laut, dass ich mir sicher war, er würde es hören. »Danach entscheidest du, ob wir gehen oder bleiben.« Ich ließ Daniel nicht aus den Augen, als ich mich aufsetzte, die Arme aus den Ärmeln des T-Shirts zog und es langsam bis zum Kinn anhob.

Er verharrte ein paar Sekunden reglos. Als er mich an sich zog und meinen Oberkörper mit Küssen bedeckte, flog ihm mein Herz mit einer Selbstverständlichkeit zu, als hätte es sein Leben lang auf ihn gewartet.

5

So unvermittelt, wie meine Liebe zu Daniel mich in unserer ersten Nacht überwältigt hatte, riss sein Verschwinden mich in einen Abgrund, tief wie ein Brunnen, aus dem es kein Entrinnen gab. Hätten nicht Paps, Inge und Svea mich unermüdlich Zentimeter um Zentimeter nach oben gezogen, hätte ich mich in meiner Höhle unter der Bettdecke für den Rest meines Lebens versteckt.

Zwei Jahre, fünf Monate, sechs Tage und vier Stunden hatte ich mich als glücklichste Frau der Welt gefühlt. Daniel und ich waren nicht perfekt, aber unsere Liebe war vollkommen. Uns gab es seit der Nacht im Schlosspark nur noch im Doppelpack, und Daniel verbrachte mit unserer Familie mehr Zeit als mit seiner eigenen.

Paps und Inge mochten ihn von Anfang an und bezogen ihn in alle familiären Aktivitäten mit ein. Daniel lernte von Inge, wie man Königsberger Klopse zubereitete, Avocado-Dip anmachte und Panna cotta herstellte. Mit Paps erneuerte er nicht nur das Dach der Gartenlaube, sondern die beiden reparierten auch die Waschmaschine und den Ersatzkühlschrank im Keller.

So offen, wie Daniel in unserer Familie aufgenommen wurde, so abweisend verhielten sich seine Eltern

mir gegenüber. Einmal im Jahr wurde ich offiziell zur traditionellen Garten- und Grillfeier eingeladen, zu der auch tausend andere Partygäste erschienen.

Als ich eines Abends im Foyer der Villa auf Daniel wartete, stand die Tür zum Wohnzimmer offen. Kein Familienmitglied forderte mich auf, bei ihnen Platz zu nehmen. Im Nachhinein war ich mir sicher, dass das Gespräch für meine Ohren bestimmt war.

»Dieses Mädchen hat Daniel den Floh mit Berlin ins Ohr gesetzt«, wettete seine Mutter mit ihrer hohen Stimme, die mir auf der Stelle Kopfschmerzen bescherte.

»Was die beiden da planen sind doch nur Hirngespinnste«, wiegelte sein Vater ab. »Bei der heutigen Konkurrenz aufstrebender Jungunternehmer werden sie sowieso nach kurzer Zeit Insolvenz anmelden«, prophezeite er.

Daniels Bruder lachte. »Der Kleine ist es nicht gewohnt, kein Geld zu haben. Wenn seine Firma keinen Gewinn abwirft, wird er sich an deine Kreditkarte erinnern, dem Mädchen den Laufpass geben und die Hand aufhalten, sobald er vor der Tür steht.«

Mit blassem Gesicht schlich ich aus dem Haus und wartete vor dem Tor auf Daniel. Von dem Gespräch erzählte ich ihm keine Silbe, aber ich mied seitdem die Villa mehr als vorher und sehnte den Tag herbei, an dem ich endlich meinen Masterabschluss in der Tasche hatte, und wir nach Berlin ziehen konnten.

Genau vier Monate später kam der Abend, der alles veränderte, der mich wie ein tückischer Schlag auf den Hinterkopf traf, den man nicht kommen sah.

Daniel wollte nach Büroschluss gegen neunzehn Uhr bei unserem Lieblingsitaliener eintreffen. Er hatte sich von seinem Vater überreden lassen, für die

restliche Zeit meiner Masterarbeit, als Marketingmanager im Familienunternehmen einzusteigen. Nicht ich hatte ihm den Floh vom Start-up-Unternehmen ins Ohr gesetzt, wie seine Mutter behauptet hatte, sondern Daniel hatte mir den Vorschlag unterbreitet, und ich war begeistert darauf eingegangen.

Paps und Inge waren ein bisschen traurig über unseren geplanten Umzug gewesen, aber sie hatten keinerlei Versuche unternommen, es uns auszureden.

Der Latte macchiato war kalt, das hauseigene Ciabatta angetrocknet, als ich zum x-ten Mal eine Nachricht auf Daniels Mailbox hinterließ und ihm eine weitere über WhatsApp schickte. Seit Stunden war er nicht mehr online gewesen. Er war niemals unpünktlich. Wenn er wusste, er würde später kommen, gab er mir Bescheid.

Francesco, der Inhaber des Restaurants, kam auf mich zu. »Wo bleibt Daniel?«, fragte er mitfühlend.

Beinahe wäre ich in Tränen ausgebrochen. Ich hatte plötzlich so ein komisches Gefühl, machte mir Sorgen, weil er mit dem Motorrad unterwegs war und es draußen in Strömen regnete. Eine Vorahnung packte mich, die ich mir nicht erklären konnte. Mein Herz pochte unregelmäßig, als würde es über Hürden springen. Meine Hände fingen an zu zittern. »Ich weiß es nicht«, brachte ich mühsam hervor. »Er ist nicht erreichbar.«

Eine halbe Stunde später fuhr ich mit meinem Kleinwagen auf die Einfahrt der Michelhoff-Villa. Der parkähnliche Garten war hell erleuchtet, die Fenster dunkel. Weder Daniels Auto noch sein Motorrad standen vor den Garagentoren.

Ich stieg aus, rannte zur doppelflügeligen Ein-

gangstür und klingelte Sturm. Mittlerweile hatte eine furchtbare Unruhe von mir Besitz ergriffen. Ich spürte, dass etwas auf mich zuraste, das mich wie ein Tornado mit sich reißen würde, wenn es mich erst erreicht hatte.

Niemand öffnete mir. Hastig lief ich um das Haus und spähte in alle Fenster, die nicht mit Vorhängen verdeckt waren. Nichts regte sich im Inneren. Ich schlich zum Auto zurück, sackte verzweifelt in die Polster und wartete stundenlang auf ein Familienmitglied, das mir weiterhelfen könnte. In der Zwischenzeit rief ich alle Krankenhäuser und Polizeistationen an und bat Paps, bei den *Michelhoff-Werken* vorbeizufahren, um nach Daniels Motorrad oder seinem Auto Ausschau zu halten. Ergebnislos.

Gegen drei Uhr morgens holte Paps mich ab und steckte mich zu Hause ins Bett. Um acht Uhr stand ich erneut vor der Villa und klingelte. Niemand hatte auf meine vorherigen Telefonanrufe reagiert. Diesmal öffnete mir die Haushälterin, eine freundliche ältere Dame, die denselben Pilateskurs wie Inge besuchte.

Ich merkte sofort, wie unangenehm es ihr war, mich zu sehen, und ich vermutete, dass sie Anweisungen von der Familie erhalten hatte.

»Daniel ist nicht hier«, beantwortete sie meine Frage. »Ich weiß nicht, wann er wiederkommt.« Ihr Blick strafte sie Lügen.

Am liebsten hätte ich die Tür aufgestoßen, Daniels Mutter an ihren weißblond gefärbten Haaren gepackt und sie so lange geschüttelt, bis sie mir die Wahrheit gesagt hätte.

Die Haushälterin drehte sich kurz um, als hätte sie Angst beobachtet zu werden und flüsterte dann hinter vorgehaltener Hand: »Daniel ist weggezogen. Er

kommt nicht zurück.«

»Ist er schon unterwegs nach Berlin?« Ein Fünkchen Hoffnung keimte in mir auf. Vielleicht hatte er sich mit seinen Eltern überworfen und war Hals über Kopf ausgezogen.

Aber ich irrte mich.

»Das weiß ich nicht. Seine Familie hat ihn gestern Abend zum Flughafen gebracht.«

Ich starrte sie an und schüttelte den Kopf. Das konnte nicht sein. Das war falsch, völlig falsch. Daniel und ich liebten uns über alles, wir hatten Pläne für eine gemeinsame Zukunft. Er war mein Prinz, und ein Prinz stieg nicht einfach in ein Flugzeug und verließ seine Prinzessin.

»Es ist besser, wenn Sie jetzt gehen.« Die Tür schloss sich lautlos.

Mein Oberkörper baumelte über einen kilometer-tiefen Abgrund. Verzweifelt versuchte ich das Gleichgewicht zu halten, indem ich einen dunklen Punkt auf der sonst makellosen weißen Tür fixierte, die die Atmosphäre des Hausinneren widerspiegelte: kalt und abweisend.

Plötzlich packte mich eine Wut, die ich so noch nie an mir erlebt hatte. Mit den Fäusten hämmerte ich gegen das Holz. »Machen Sie sofort auf! Ich will wissen, wo Daniel ist.« Immer und immer wieder schlug ich an die Tür, bis sie auf einmal nachgab und Daniels Mutter vor mir stand, in einem cremefarbenen Kostüm, das perfekt ihre schlanke Taille betonte. Ein Duft von teurem Parfüm umhüllte sie.

Mit schmalen Augen musterte sie mich. »Es tut mir leid, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass Daniel nichts mehr mit Ihnen zu tun haben will.«

Sie hätte mir genauso gut von hinten ein Messer

ins Herz rammen können. Meine Beine knickten ein. Nur mit Mühe konnte ich mich an der Hauswand abstützen. Zum ersten Mal seitdem ich sie kannte, sah ich so etwas wie Gefühlsregung in ihren Augen. Ich versuchte, den Gesichtsausdruck zu deuten. War es Arroganz, Genugtuung oder Schadenfreude? Es dauerte ein paar Sekunden, bis mir klar wurde, dass es Mitleid war.

Ab dem Moment wusste ich, dass sie mich nicht angelogen hatte. Daniel hatte mich aus seinem Leben ausgeschlossen. Die Frage nach dem Warum beantwortete ich mir selbst: Außer Paps, Inge und Svea konnte mich niemand lieben.



»Ist bei Ihnen alles in Ordnung?« Eine Hand drückte meinen Unterarm. »Es hat sich angehört, als würden Sie weinen.«

Ich schnappte nach Luft und versuchte, mich zu beruhigen. Es war alles so real gewesen, als würde ich die furchtbaren Stunden erneut durchleben, wie schon etliche Male zuvor.

»Nur schlecht geträumt«, winkte ich ab.

»Bei diesen Turbulenzen muss man ja Alpträume kriegen«, wettete sie und hielt ein Buch fest, das von ihren Knien zu rutschen drohte. »Bin ich froh, dass mein Walter schläft. Der wäre vor Angst gestorben.«

Ich nickte nur und schloss die Augen. Eine tiefe Traurigkeit erfasste mich, die das ganze Flugzeug auszufüllen schien. Am liebsten wäre ich durch ein Fenster nach draußen gekrochen, um ihr zu entkommen.

Bis heute wusste ich nicht, was aus Daniel

geworden war. Kein Familienmitglied hatte außerhalb der Villa auch nur ein Sterbenswort über ihn verloren. Selbst die Haushälterin, die von Inge im Pilateskurs mit Fragen bombardiert wurde, hatte keine Ahnung von seinem Aufenthaltsort.

Daniel war wie vom Erdboden verschwunden. Und blieb es auch.

Vier Monate nach dem Ende unserer Beziehung kamen Gerüchte auf, dass die *Michellhoff-Werke* im Zuge des Ankaufs von Steuer-CDs in das Visier der Steuerfahndung geraten waren. Kurz darauf wurden das Unternehmen und die Villa verkauft, die Familie verschwand aus der Region und damit jegliche Kontaktmöglichkeit zu Daniel.

Ich schüttelte mich, als könnte ich so meine Erinnerungen vertreiben. Es war an der Zeit loszulassen. In zwei Stunden würden wir in New York landen. Ich freute mich auf einen Neuanfang, auf eine Umgebung, in der ich nicht ständig nach Daniel Ausschau halten würde, in der Hoffnung, ihn zu entdecken. In New York City lebten mehr als acht Millionen Menschen. Daniel war sicherlich nicht einer von ihnen.

6

Ich habe dich soooo vermisst.« Svea erdrückte mich fast und hüpfte wie ein Gummiball auf und ab. Ihre kurzgeschnittenen, rotbraunen Haare verteilten sich kreuz und quer über dem Kopf, und ihre Sommersprossen schlugen Purzelbäume, als sie kurz stoppte und mich angrinste. »Das wird so krass mit uns beiden in New York.«

Svea war etwas Besonderes. Das hatte ich schon in der ersten Klasse der Grundschule bemerkt. Sie setzte sich für alles und jeden ein, führte Hunde aus dem Tierheim aus, befreite Käfer aus Spinnennetzen und rettete die einzige Kuh in unserem Ort vor einem grausamen Ende im Schlachthof. Zuerst konzentrierte sie sich auf die Rettung von Tieren, bis sie mitbekam, dass auch jemand aus ihrer Umgebung Hilfe benötigte. Ich.

Nach dem Autounfall wich Svea nicht mehr von meiner Seite. Sie begleitete mich nach Schulschluss nach Hause, weinte zusammen mit mir am Grab meiner Mutter und brachte jedes Kind, das hinter meinem Rücken über mich tuschelte, mit einer passenden Bemerkung zum Schweigen. Sie war mein Bodyguard, meine Seelenverwandte - und ein verrücktes Huhn.

»Es ist so schön, bei dir zu sein.« Ich strahlte sie an und drückte ihr rechts und links einen Kuss auf die Wange.

Wir waren ungefähr gleich groß, aber Sveas Figur war muskulöser als meine. Im Gegensatz zu mir war sie ein Sportjunkie und nutzte jede freie Sekunde zum Laufen, Schwimmen oder Radeln. Mühelos schob sie einen meiner überladenden Koffer durch den Ausgang des JFK-Airports, während ich den anderen ächzend hinter mir herzog.

»Nächste Woche laufen wir täglich durch den Central Park und gehen anschließend ins *Ladies fit*«, kommentierte sie grinsend mein Stöhnen.

»Ab nächster Woche werde ich jeden Tag zwölf Stunden arbeiten und danach tot ins Bett fallen.«

»In New York schläft man nicht. Das wirst du schon noch merken.« Sie drückte mir eine orangeblaue Plastikkarte in die Hand. »Ich habe dir die Metrocard mit einem Guthaben über zwanzig Dollar besorgt. Du kannst damit die Subway und einige MTA-Busse benutzen, und die Karte jederzeit an einem Fahrkartenautomaten mit Bargeld oder Kreditkarte aufladen.«

Gähmend bedankte ich mich und steckte die Karte in die hintere Jeanstasche. »Wie kommen wir jetzt zu dir?« Da meine Wohnung noch belegt war, würde ich die ersten Tage in Sveas Zwei-Zimmerwohnung im Stadtteil Hasbrouck Heights in New Jersey übernachten, von der aus sie über eine Stunde ins Büro nach Manhattan benötigte. Sie hatte mir versichert, dass sie sich um alles kümmere, was meine Ankunft betraf, weswegen ich mir keine Gedanken über Transportmittel gemacht hatte.

»Jetzt?« Irritiert schüttelte Svea den Kopf. »JETZT zeige ich dir New York bei Nacht.«

»Eigentlich sehne ich mich mehr nach einer Dusche und ein paar Stunden Schlaf«, wandte ich

vorsichtig ein. »Können wir die Nightseeing-Tour nicht auf morgen verschieben? Du hast dir doch extra Urlaub genommen.«

Verwundert registrierte ich, dass sie meinem Blick auswich.

»Es ist besser, wenn du noch ein paar Stunden durchhältst«, murmelte sie, »dann wird der Jetlag nicht so heftig.« Zügig zog sie meinen Koffer Richtung Bahnsteig, sodass ich kaum Schritt halten konnte. Ihr offener knallroter Kurzmantel flatterte hinter ihr her und passte farblich so gar nicht zu der orangenen Baumwollhose und den hellblauen Chucks, dafür aber umso mehr zu ihrem exzentrischen Typ. Knallige Farben waren schon immer Sveas Ding gewesen, und das hatte sich offensichtlich auch in der Modemetropole New York nicht geändert.

Während des Laufens drehte sie sich zu mir. »Wir fahren erst ein Stück mit dem AirTrain und anschließend mit der Subway zum Port Authority Bus Terminal. Bei einer Kollegin von mir stellen wir deine Koffer unter, laufen über den Times Square zum Broadway bis zur *230 Fifth Rooftop Bar* und genießen dort auf der Dachterrasse den besten Pumpkin Patch Martini, den du jemals getrunken hast.« Wild fuchtelte sie mit der freien Hand in der Gegend herum. »Du wirst wieder hellwach sein, wenn du die beleuchtete Skyline der City siehst.« Svea ging langsamer. »Außerdem möchte ich, dass du jemanden kennenlernst.«

Ich warf ihr einen überraschten Blick zu. »Ist es etwas Ernstes?«

Grinsend winkte sie ab. »In dieser Stadt? Niemals! Hier eine feste Beziehung einzugehen wäre so, als würde man in einem riesigen Süßwarengeschäft nur von einem einzigen Bonbon naschen.«

Ich lachte. Svea wechselte ihre Bekanntschaften im zeitlichen Abstand von Neu- und Vollmond. Alles was länger währte, zog ihrer Aussage nach unweigerlich fremde Socken und Zahnbürsten in ihrer Wohnung nach sich. Und nichts törnte sie angeblich mehr ab.

Zu Daniel hatte Svea ein gespaltenes Verhältnis gehabt. Wie zwei Boxer im Ring taxierten sie sich gegenseitig. Ich wusste, dass meine Freundin skeptisch war, was meine Beziehung zu ihm betraf. Wenn ich sie nach dem Grund fragte, zuckte sie mit den Achseln und erwiderte: »Ist nur so ein Gefühl.«

Als er verschwand, verlor sie kein böses Wort über ihn, sondern sorgte einfach mit ihrem großen Herz und ihrer Liebe dafür, dass ich mich nach und nach ins Leben zurückkämpfte.

Mit einem Ellbogencheck holte Svea mich aus der Vergangenheit und zeigte auf die offene Tür des AirTrain.

Wir stiegen ein und setzten uns auf Plätzen nahe des Ausgangs. Der Gang war breit genug, um die beiden Koffer vor uns abzustellen, ohne jemanden zu behindern. Die Luft roch abgestanden, nach Menschen, die eine Zeit lang unterwegs gewesen waren. Ich hoffte nur, dass meine Duftwolke einigermaßen erträglich war. Der Wunsch nach einer heißen Dusche kam wieder auf. Hastig schob ich ihn zur Seite. Svea hatte sich Urlaub genommen, um mir die City zu zeigen. Und wenn sie schon heute damit beginnen wollte, mochte ich ihr den Spaß nicht verderben.

»An was für einer Reportage arbeitest du momentan?«, fragte ich sie.

Früher hatte ich angenommen, meine Freundin würde Ökologie oder Tiermedizin studieren, aber

Svea hatte sich für Journalismus entschieden. Und sie war richtig gut in ihrem Job. Sie hatte einen Riecher für Korruption, Umweltsünden und Missachtung des Naturschutzgesetzes. Nur zwei Jahre nachdem sie als Redakteurin bei der Zeitschrift *Natur- und Umweltschutz* eingestellt worden war, bot man ihr einen Job in der Niederlassung in Manhattan an. Anfangs war sie unsicher gewesen, ob sie in einer Stadt überleben könnte, in der es mehr Autos als Grashalme gab, aber dann wurde ihr klar, dass eine Metropole enorm viele Ansatzpunkte für Umweltschutz bot. Kurzerhand ernannte sie die Rettung New Yorks und deren Lebewesen zu ihrer persönlichen Aufgabe.

»Kürzlich wurde eine Studie über die Meeresverschmutzung rund um New York erhoben«, antwortete Svea. »Dabei stellte sich heraus, dass sich mehr als 150 Millionen Plastikteile im Wasser befinden.«

»Wow, das ist eine Menge.«

Sie nickte. »Das meiste davon sind Kleinteile wie Einwickelpapier von Süßigkeiten, aber auch Strohhalme und Flaschenverschlüsse. Neben der allgemeinen Meeresverschmutzung ist dies das größte Problem. Fische und Seevögel verwechseln diese Teile mit Nahrung, und es verstopft ihnen die Mägen.« Sie sah mich entrüstet und traurig zugleich an. »Als ich das Thema für unsere Zeitschrift recherchiert habe, war ich an verschiedenen Stellen auf Long Beach und City Island und habe Fotos von verendeten Tieren gemacht.«

»Wurden die Fotos in eurer Zeitschrift veröffentlicht?«

Svea nickte ein weiteres Mal. »Zum Glück hat die Studie und unser Artikel hohe Wellen geschlagen.

Sogar der Bürgermeister hat sich eingeschaltet.« Sie kramte einen Zettel aus der Manteltasche. »Jetzt suche ich Sponsoren für den Bau einer Maschine, die die Plastikteile aus dem Wasser fischen kann, ohne dass dadurch Meerestiere in Mitleidenschaft gezogen werden.«

Das war typisch Svea. Ihr Job endete nicht mit dem Druck des Fachmagazins, sondern sie engagierte sich zusätzlich für eine Lösung des Umweltproblems.

»Hast du eine Vorstellung, wie so eine Maschine arbeiten könnte?«

»In meinem freiwilligen Team befinden sich ein Meeresbiologe, ein Umwelttechniker und ein Maschinenbauingenieur, die abends nach ihrem Job einen Prototyp entwickeln.« Sie faltete den Zettel auseinander und reichte ihn mir. »Diese Firmen konnte ich bisher für das Projekt gewinnen.«

Ich staunte nicht schlecht. Namhafte Sportunternehmen, IT-Firmen und ein paar Banken standen auf der Liste. »Wie kommst du an die Entscheidungsträger heran?«

»Häufig über Wohltätigkeitsveranstaltungen und Kongresse. Teilweise habe ich eigene Kontakte und wenn nicht«, sie machte eine kurze Pause und ihre Augen leuchteten auf, als sie mich angrinste, »finde ich einen Weg.«

»Ich kann mir schon vorstellen, wie du sie überredest.« Ich verdrehte die Augen. »Sobald ein Vorstandsvorsitzender ein Stück Thunfisch in den Mund schiebt, fragst du ihn, ob ihm bewusst ist, dass er ungefähr zehn Gramm Plastikrückstände mitisst, die sich anschließend in seinem Blutkreislauf tummeln, sich in den Organen festsetzen und dort Krebs auslösen.«

Svea stieß mir kichernd in die Seite. »Du müsstest mal ihre Gesichter sehen. Einer hat sogar angefangen zu würgen.«

Eine Stunde später schlenderten wir über den Times Square. Für Oktober war es relativ mild und ich war froh, dass ich nur meinen leichten Übergangsmantel angezogen hatte. Überall standen Leute, unterhielten sich, tanzten zu Musik aus Bluetooth-Lautsprechern oder überquerten zügig den Platz, um zur Subway zu gelangen. Es roch nach Hotdogs, Popcorn und Pommes, die an kleinen fahrbaren Ständen verkauft wurden. Die für New York typischen gelben Taxis zwängten sich durch die Straßen und der Kontrast zur berittenen Polizei, die an den Seiten patrouillierte, könnte nicht größer sein.

Ich wusste nicht, wohin ich zuerst gucken sollte. Daher drehte ich mich mehrmals im Kreis, um die gigantischen Werbespots auf mich wirken zu lassen, die über die Fassaden der Wolkenkratzer flimmerten.

»Was ist das für eine Treppe?«, fragte ich Svea, als wir auf einen treppenartigen Aufbau zuliefen.

Auf breiten, roten Stufen, mit Platz für mindestens zweihundert Personen, standen Leute und schossen Selfies mit dem Times Square im Hintergrund.

»Krass, oder?« Svea grinste und hakte sich bei mir unter. »Das ist eine Aussichtstreppe für Touristen, aber auch New Yorker nutzen sie. Wenn zu einem neuen Kinofilm oder Broadway-Musical der Trailer auf den Werbeflächen gezeigt wird, ist hier die Hölle

los. Aber wenn du regelmäßig über den Platz läufst«, versicherte sie mir, »kommt es dir irgendwann normal vor.« Sie zog mich mit sich in Richtung Broadway, auf dem uns Pärchen in Abendkleidern und Smoking begegneten. »Sieht so aus, als ist wieder eine Premiere«, erklärte sie mir. »Es gibt fast vierzig Theater in diesem Viertel. Wir müssen unbedingt zusammen in ein Musical gehen. Du wirst von den spektakulären Bühnenbildern begeistert sein.«

Eigentlich war ich jetzt schon völlig geflasht. Zwar kannte ich ein paar amerikanische Großstädte aus meiner Kindheit, aber das hier war in Relation zu Miami und Los Angeles ein Ort wie von einem anderen Planeten. Den Himmel konnte ich nur sehen, wenn ich den Kopf in den Nacken legte, und in den Straßen hatte ich bisher nicht mal das Blatt einer Grünpflanze entdeckt. Ob ich mich hier wirklich wohlfühlen würde?

Svea schien meine Gedanken zu lesen. »Keine Sorge, dein Apartment liegt am Bellevue South Park, das ist eine kleine Grünanlage.« Tröstend drückte sie meinen Arm. »Am Anfang ging es mir genauso. Der Schritt vom Provinzstädtchen in diese Megametro-pole ist so drastisch, als würdest du vom Dreirad in einen Ferrari einsteigen.«

»Ich werde mich schon daran gewöhnen«, beruhigte ich mich selbst. »Aber es ist super, dass du dir ein paar Tage für mich freigenommen hast. Die City ohne dich zu erkunden, würde mir nur halb so viel Spaß machen.«

Svea sah angestrengt auf die Armbanduhr. »Wir müssen uns beeilen. Josh wartet seit zehn Minuten in der 230 *Fifth Rooftop Bar* auf uns.«

Kurz darauf fuhren wir mit einem Lift in den zwanzigsten Stock eines Gebäudes und betraten eine Bar, durch deren deckenhohen Fenster die Lichter der City wie Millionen Sterne leuchteten.

Das Publikum war vom Alter her gemischt und modisch gestylt. Ich fühlte mich in Jeans, einem Mantel von Esprit und meinem ungeschminkten Gesicht wie eine Ente im Schwanenchor.

Unsicher blieb ich stehen und starrte auf ein paar hellgrüne Plüschessel, deren Rückenlehnen höher waren als die Eingangstür. Zwei junge Frauen in kurzen Etuikleidern und High Heels saßen nebeneinander in einem der Sessel, nippten synchron an ihren Cocktails und musterten uns abschätzend. Sofort beschlich mich das ungute Gefühl meiner Kindheit, wenn hinter meinem Rücken getuschelt wurde. Zu gerne hätte ich mich in diesen Momenten einfach wegbeamt.

Verlegen drehte ich mich zur Seite. Mein Blick fiel auf eine Reihe eleganter, weinroter Ledersofas, auf denen nicht weniger elegante Pärchen ein Geburtstagskind mit Champagner hochleben ließen. Die Bar war voll, aber nicht überfüllt und an der Theke waren vereinzelt Plätze frei.

Svea sah sich suchend um. Ihr machte es nichts aus, dass wir völlig underdressed waren, vermutlich merkte sie es nicht mal.

»Josh ist bestimmt oben.« Sie nahm meine Hand und zog mich eine Treppe hoch. Wir betraten eine Dachterrasse, bei deren Anblick mir die Kinnlade runterklappte. Bänke und Gartenstühle aus Teakholz wechselten sich mit Palmen, Büschen und Bäumen ab. Niemals hätte ich hier oben eine dermaßen üppige Vegetation vermutet. Unzählige Heizstrahler sorgten

für die notwendige Wärme und der atemberaubende Ausblick auf die Skyline, mit dem zum Greifen nahen *Empire State Building*, faszinierte mich. Wie ein riesiges Poster zogen sich die Lichter und Konturen der City rund um die Dachterrasse.

»Und?« Svea umarmte mich stürmisch. »Habe ich dir zu viel versprochen?«

»Das ist der Wahnsinn.« Ich fühlte mich wie in einem amerikanischen Spielfilm, zumal nicht nur ein Martinshorn des New York Police Departments unter uns heulte, sondern auch ein Helikopter mit Suchscheinwerfern über der Park Avenue kreiste. Meinen Vorrat an Schokolade hätte ich verwettet, dass Spider-Man sich irgendwo durch die Wolkenkratzer-schluchten hangelte.

»Da hinten ist Josh.« Svea hob den Arm und winkte heftig.

Wir zwängten uns durch Grüppchen von jungen, gutaussehenden Berufstätigen. In der Hand hielten sie ein Cocktailglas, unter dem Arm klemmten ihre Aktentaschen.

Ob ich hier auch in Zukunft mit meinen Kollegen einen Drink nehmen würde? Ich wünschte es mir von Herzen, war es doch ein gewaltiger Unterschied zu dem kleinen Biergarten, in dem ich mich ab und zu mit Studienkollegen getroffen hatte.

Josh erhob sich, als er uns kommen sah und begrüßte Svea mit Wangenküsschen. Er passte zu hundertfünfzig Prozent in das Klischee des New Yorker Bankers und unterschied sich nicht mal im Haarschnitt von den übrigen Männern in der Bar.

Ich wusste sofort, dass der Typ niemals zu Svea gehörte. Sie bevorzugte Naturwissenschaftler mit

Jeans, Holzfällerhemd und dem Body eines Waldarbeiters.

Lächelnd schüttelte Josh mir die Hand. »Freut mich sehr, dich kennenzulernen. Svea hat mir schon viel von dir erzählt.«

Aha. In meinen Ohren klingelte es Alarm. Meine Freundin hatte doch nicht etwa vor, mich zu verkuppeln?

Während wir uns Josh gegenüberetzten, warf ich ihr mit hochgezogenen Augenbrauen einen Seitenblick zu. Sie tat so, als würde sie es nicht bemerken, lehnte sich zurück und breitete die Arme aus. »Normalerweise gehe ich nicht in Schicki-micki-Bars, aber diese Gartenterrasse ist einfach fantastisch.« Sie nickte mir zu. »Josh ist übrigens an der Wall Street.«

Warum wunderte mich das nicht?

Er beugte sich zu mir und sein tiefer Blick in meine Augen untermauerte meine Befürchtungen. »Hast du dir schon überlegt, welches Highlight wir morgen zuerst besichtigen?«

Mein Gesicht verzog sich zu einem Fragezeichen, was ihn wiederum dazu veranlasste, eine überraschte Miene aufzusetzen.

Ich war davon ausgegangen, mit Svea eine Mädels-tour durch New York genießen zu können und hatte nicht die geringste Lust auf ein männliches Anhängsel.

Unsere fragenden Blicke wanderten gleichzeitig zu Svea, die hastig aufsprang. »Bestellt ihr mir einen Pumpkin Patch Martini? Ich muss mich ein bisschen frisch machen.«

Sollte das ein Witz sein? Seitdem ich Svea kannte, hatte sie sich noch nie in einer Bar, Disco oder sonst wo frisch gemacht. Morgens klatschte sie sich kaltes

Wasser ins Gesicht, schmierte eine Feuchtigkeitscreme auf die Haut und gut war's.

»Mmh.« Josh spielte verlegen mit der Krawatte.
»Das ist mir jetzt aber unangenehm.«

»Frag mich mal.« Angestrengt verfolgte ich mit den Augen eine Servicekraft, die sich mit einem Tablett über dem Kopf durch die Menge zwängte. Sie nickte Josh zu, der ihr zu verstehen gab, dass er etwas bestellen wollte.

»Machst du nebenbei private Stadtführungen?«, unterbrach ich das peinlich gewordene Schweigen. Irgendwie musste er sich ja für unsere Sightseeing-Tour qualifiziert haben. Das Jonglieren von Aktienpaketen an der Börse reichte meiner Meinung nach dafür nicht aus.

Er schüttelte den Kopf. »Mir tut es wirklich leid für dich, dass Svea nicht dabei sein kann. Du hast dich bestimmt sehr darauf gefreut.«

Die Haarspitzen flogen mir ins Gesicht, als mein Oberkörper in seine Richtung schoss. Ich zeigte mit dem Finger auf ihn, dann auf mich, und ich wiederholte das so oft, bis ich in der Lage war, einen Satz herauszubringen. »Du und ich? Wir beide machen die Stadtbesichtigung alleine?«

Josh stöhnte. »Hat Svea dir gar nichts gesagt?«

Ich sank zurück auf die Holzbank.

»Sie hat diese Woche keine Zeit, weil sie mit dem Plastikmüllprojekt beschäftigt ist«, klärte er mich auf. »Da ich ein paar Tage Urlaub habe und ungebunden bin, hat sie mich gefragt, ob ich für sie einspringe und dir die City zeige.«

Meinte ich das nur, oder hatte er das Wort *ungebunden* mit Absicht betont?

»Versteh mich nicht falsch«, fuhr er fort und legte eine Hand auf meinen Unterarm. »Das ist für mich kein Opfer. Ich mache das wirklich gerne. Wir werden sicherlich eine Menge Spaß haben.«

Hastig zog ich meinen Arm zurück und sprang auf. »Entschuldige mich kurz, bin gleich wieder da.« Zuerst würde ich mir Svea vorknöpfen und anschließend dem Banker klarmachen, dass er meinetwegen mit dem Bullen auf der Wall Street seinen Spaß haben könnte, aber nicht mit mir. Suchend sah ich mich nach meiner Freundin um und entdeckte sie mit dem Smartphone am Ohr in einer ruhigeren Ecke der Terrasse.

»Klar pass ich auf sie auf, mache ich doch schon seit neunzehn Jahren«, bekam ich gerade noch mit, bevor sie das Gespräch beendete.

»Mit wem hast du telefoniert?« Misstrauisch beäugte ich sie.

»Mit Inge«, antwortete Svea so selbstverständlich, als handelte es sich um ihre eigene Tante. »Sie hat dich mit Nachrichten zugespammt, und weil du nicht geantwortet hast, hat sie es bei mir probiert.«

Na toll! Sobald Inge vierundzwanzig Stunden nichts von mir hören würde, würde sie Svea mit Anrufen löchern. Rundumbetreuung in New York! Ging's noch?

»Du brauchst nicht auf mich aufpassen«, zischte ich. »Ich bin schon ein großes Mädchen.«

»So war es nicht gemeint«, lenkte Svea ein. »Das habe ich nur zu Inges Beruhigung gesagt.«

»Und was ist das für ein Stadtführer und Bodyguard, den du mir ungefragt an die Backe schmierst?« Ich schleuderte einen Arm in Richtung Josh und

verpasste beinahe einer Blondine eine Ohrfeige, die mir auf Plateauschuhen in den Weg stolperte.

»Lilly, bitte nicht böse sein.« Svea bedachte mich mit einem Gesichtsausdruck, der einem verlassenen Rehkitz glich. »Das Projekt mit dem Plastikmüll kostet mich so wahnsinnig viel Zeit. Ich brauche den Urlaub, um Material für die Maschine zu ordern, mir Genehmigungen für einen Probeeinsatz in der Lower Bay zu besorgen und weitere Sponsoren aufzutreiben.«

»Warum hast du mir das nicht einfach gesagt?«

»Erst habe ich es vergessen und mich dann nicht mehr getraut, weil du dich so gefreut hast«, druckste sie herum. »Außerdem wollte ich dich nicht alleine durch New York ziehen lassen.«

»Stattdessen bindest du mir einen Typen ans Bein, der mich schon nach fünf Minuten anbaggert?«

Svea kicherte. »Das hätte ich Josh gar nicht zgetraut.« Sie zog ihre Nase kraus, was sie jedes Mal tat, wenn sie über etwas nachdachte. »Allerdings habe ich ihm zu verstehen gegeben, dass du seit zwei Jahren keinen Freund mehr hattest.«

Am liebsten hätte ich sie für ein paar Minuten an den Ohren über die Brüstung mit Blick auf die Fifth Avenue gehalten. »NA UND? Habe ich es deswegen besonders nötig?«

»Natürlich nicht«, versuchte sie mich zu beschwichtigen, wobei ihre Miene mir das Gegenteil signalisierte. »Ich habe nur gedacht, weil das mit Daniel schon so lange ...«

»Stopp!«, unterbrach ich sie. »Kein Wort mehr! Wir hatten ausgemacht, dass Daniel in New York nicht thematisiert wird. Oder hast du das etwa auch vergessen?«

Zerknirscht schüttelte sie den Kopf. »Lass uns nicht an unserem ersten Abend streiten.« Ihre Bambi-Augen bohrten sich in meine und wie immer konnte ich ihr nicht lange böse sein.

»Dann mach deinem Banker-Klon klar, dass ich seine Dienste nicht benötige.«

»Bist du dir sicher? Josh ist ein waschechter New Yorker, kennt die Geschichte der Stadt in- und auswendig und führt dich in die trendigsten Kneipen und Restaurants.«

»Keine Chance«, wehrte ich ab. »Inge hat mir zehn Reiseführer eingepackt, damit bin ich bestens ausgerüstet.« Ich sah sie streng an. »Und noch was. Komm ja nicht auf die Idee, Inge regelmäßig über meinen Tagesablauf zu informieren. Was sie wissen darf entscheide ich, klar?«

»Okay«, kapitulierte Svea und zog eine schuld-bewusste Miene. »Bist du sehr enttäuscht, dass ich keine Zeit habe?«

Natürlich war ich das, aber ich wusste auch, wie wichtig Svea ihre Projekte waren. Ich würde den Teufel tun, ihr ein schlechtes Gewissen reinzudrücken. »Ist schon in Ordnung«, wiegelte ich ab. »Wenn mein Chef mich nicht gleich wieder feuert, bleibe ich dir sowieso noch eine Weile erhalten.«

Ich hätte es nicht beschreien sollen.

8

Ein mir bekanntes Geräusch weckte mich und ich brauchte ein paar Sekunden, um zu realisieren, dass ich nicht in meinem alten Jugendzimmer, sondern auf Sveas Sofa lag.

Draußen fuhr die Müllabfuhr weiter, und ich blinzelte in helles Sonnenlicht, was mir auf der Stelle Kopfschmerzen bescherte. Der gestrige Abend war feuchtfrohlicher ausgefallen als geplant, und die Nacht war entsprechend kurz gewesen.

Josh, der sich als passabler Gesprächspartner entpuppt hatte, hatte mir für den Fall, dass ich es mir anders überlegen sollte, seine Visitenkarte zugesteckt, die ich in einem unbeobachteten Moment über das Geländer entsorgt hatte. Ich brauchte keinen Stadtführer und schon gar keine neue Beziehung. Ab jetzt stand meine berufliche Karriere an erster Stelle und ich freute mich auf meinen neuen Job und nette Kollegen.

Für heute hatte ich mir vorgenommen, die Gegend meines zukünftigen Apartments zu erkunden, das sich nur zwei Häuserblocks von der gestrigen *230 Fifth Rooftop Bar* entfernt befand. Die Highlights der City würden mir nicht davonlaufen und vielleicht hatte Svea das eine oder andere Wochenende Zeit, um mit mir die Top Ten zu besichtigen.

Gähmend streckte ich mich, rollte vom Sofa und tappte barfuß in die Küche. Auf dem Esstisch fand ich einen Zettel meiner Freundin mit dem Hinweis, welchen Bus und welche Subway ich nehmen müsse. Ich durchwühlte den Kühlschrank und die Küchenschränke nach etwas Essbarem und entschied mich für ein Schokomüsli und einen doppelten Milchkaffee.

Nachdem das Koffein meine Kopfschmerzen auf ein erträgliches Maß reduziert hatte, war ich in der Lage, die Umgebung näher in Augenschein zu nehmen. Durch die Stahlträger einer typischen amerikanischen Feuertreppe guckte ich aus dem Küchenfenster auf das Nachbargebäude, dessen roten Backsteine so abgenutzt aussahen, wie die rostigen Schrauben, die die Treppe vor mir zusammenhielten. Für das Leben meiner Freundin hoffte ich, dass während ihrer Anwesenheit niemals ein Feuer ausbrechen würde.

Ich stand auf und schlenderte durch die Wohnung. Die Wände waren mit Postern von aussterbenden und bedrohten Tierarten zugestrichelt. Nirgendwo entdeckte ich ein Familienfoto. Svea war das mittlere von fünf Geschwistern, doch weder die älteren noch die jüngeren hatten sich jemals für das, in ihren Augen, schräge Mädchen interessiert. Wie sehr hatte ich mir nach Mamas Tod eine Schwester oder einen Bruder gewünscht. Jemanden, mit dem ich nachts meine Ängste, meine Trauer und Tränen teilen konnte, und der mich ohne Worte verstand, weil er dasselbe durchlebte wie ich.

Aber laut Svea war sie trotz ihrer großen Familie einsam gewesen und mittlerweile glaubte ich, dass

unsere Freundschaft ihr genauso viel Halt gab wie mir.

Nach dem Rundgang, der im Bad endete, kleidete ich mich an und räumte meine Klamotten auf, die ich in der Nacht gewohnheitsmäßig kreuz und quer im Zimmer verteilt hatte. Zu meinem Neuanfang gehörten neue Vorsätze, und Ordnung war einer davon. Als auch die Spuren des Frühstücks in der Küche beseitigt waren, warf ich meinen Kurzmantel über und machte mich auf den Weg zum Bus, der mich eine Stunde später in Manhattan absetzte.

Bei Tageslicht erschien mir die City noch gewaltiger als in der Nacht, aber mit Hilfe von Sveas Anweisungen und einem Subway-Plan, den ich mir am Informationsschalter des Port Authority Bus Terminals besorgt hatte, fand ich auf Anhieb die richtige U-Bahn-Station und nach zweimaligem Umsteigen problemlos zum Carmel Place.

Mit einem Grinsen im Gesicht stand ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor dem neunstöckigen Apartmentblock und freute mich wie ein Schnitzel. Hinter einem der deckenhohen Fenster würde ich in ein paar Tagen in meiner ersten eigenen Wohnung schlafen. Nicht etwa in einem kleinen Dorf zwanzig Kilometer von meinem Heimatort entfernt, was ich letztes Jahr noch befürchtet hatte, sondern in einem coolen, hypermodernen Apartment, das speziell für Singles entwickelt worden war.

Ich stellte mich in Pose, wobei sich mein Grinsen noch verstärkte, schoss ein Selfie mit der Anlage im Hintergrund und schickte es an Paps, Inge und Svea. Anschließend überquerte ich die Straße und warf einen mitleidigen Blick auf ein paar Sportler, die sich in einem Fitnesscenter im Erdgeschoß des Gebäudes

quälten. Aus einer Email von der Sekretärin meines Chefs wusste ich, dass ich als zukünftige Bewohnerin diesen kostenlosen Service in Anspruch nehmen durfte. An Ort und Stelle schwor ich mir, nur dann einen Fuß über die Schwelle dieses Folterraums zu setzen, wenn ich aufgrund von Fast Food zehn Kilo zugenahm.

Aufgeregt betrat ich den Wohnblock und wurde im Foyer umgehend von einem Mann in Uniform gestoppt.

»Hi, ich bin Tom und für die Sicherheit des Hauses zuständig. Was kann ich für Sie tun?«

»In ein paar Tagen ziehe ich hier ein und wollte mich daher ein bisschen umschaun.« Ich strahlte ihn an.

»Wie ist Ihr Name?« Er kramte eine Mappe aus einer Ablage und schlug sie auf.

»Lilly Harper.« Meine Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung, und er lächelte mich an.

»Miss Harper aus Deutschland, nicht wahr?« Er kramte einen Schlüssel aus einer Schublade und reichte ihn mir. »Achter Stock, Apartment 41B.«

»Wie? Sie geben mir heute schon den Schlüssel?« Ich starrte ihn an, als hätte er mir einen Goldschatz überreicht, was in gewisser Weise auch zutraf.

Nickend lachte er. »Ihr Vormieter ist früher ausgezogen, und ich habe die Anweisung, Ihnen den Schlüssel auszuhändigen, sobald Sie eintreffen.«

Ich hätte ihn abknutschen können.

Er drückte mir eine Hausordnung in die Hand und wies auf den Fahrstuhl. »Wenn Sie aus dem Lift aussteigen, gehen Sie den Gang rechts entlang, Ihr Apartment liegt auf der linken Seite.«

»Danke«, hauchte ich und unterdrückte den Impuls, wie ein Flummi zum Aufzug zu hüpfen.

Die Gummisohlen meiner Sneakers quietschten auf den polierten Fliesen, als ich den Flur des achten Stockwerks betrat und nach der Wohnungsnummer Ausschau hielt. Alles war sauber und ordentlich. Nirgendwo standen Schuhe oder Müllbeutel vor der Tür, nur ein leichter Zwiebelgeruch wehte mir um die Nase. Mit pochendem Herzen starrte ich auf die cremefarbene Tür mit der Nummer 41B. Ich drehte den Schlüssel um, schloss die Augen und machte sie erst wieder auf, nachdem ich die Tür aufgestoßen hatte. Mit einem Kribbeln im Bauch, als würde ein ganzes Ameisennest mit mir einziehen, trat ich ein, und ich wusste auf den ersten Blick, dass ich diese achtundzwanzig Quadratmeter lieben würde. Alles war neu und mit stylischen, überwiegend weißen Möbeln eingerichtet.

Neugierig inspizierte ich die Küchenzeile, die mit zwei Kochplatten, einer Mikrowelle, einem Mini-Kühlschrank und einer winzigen Spülmaschine alles beinhaltete, was ich brauchte.

Ich tanzte durch das Wohnzimmer zum Fenster und lachte über Sveas versprochene Parkanlage - eine Anhäufung von mehreren Bäumen, die es bei uns zu Hause in jedem zweiten Garten gab. Aber mir war das völlig egal, das Apartment war einfach nur ein Traum. Endlich hatte ich meine eigene kleine Welt, in der ich niemandem Rechenschaft schuldig war und niemand hinter mir herräumte. Ich freute mich schon darauf, Svea einzuladen und mit einem Glas Sekt mit ihr anzustoßen.

Da ich gleich morgen umziehen wollte, studierte ich eine Gebrauchsanweisung, die ich auf dem

Esstisch gefunden hatte, und die den Umbau der einzelnen Möbelstücke beschrieb.

An der Wand hinter dem Sofa klappte ich ein Queensize-Bett so auf, dass die Couch darunter verschwand und das Fußende auf dem Wohnzimmer-tisch auflag. Die ausziehbare Kleiderstange im Schrank konnte man als Wäscheständer benutzen und der Esstisch ließ sich für acht Gäste erweitern.

Zum Schluss stand ich vor einem türhohen Spiegel, der neben dem Badezimmer hing und den Flur optisch vergrößerte. Ich zog eine Grimasse. Spiegel, die mehr als mein Gesicht zeigten waren tabu, und ich nahm mir vor, ihn unter einem bunten Tuch zu verstecken.

9

Mittlerweile war es früher Nachmittag, mein Magen knurrte und ich beschloss, mir etwas zu essen zu besorgen.

Im Foyer traf ich wieder auf Tom, der sich aus einer Thermoskanne eine Tasse Kaffee eingoss.

»Miss Harper!«, rief er und winkte mich zu sich. »Vorhin habe ich vergessen, Ihnen mitzuteilen, dass ich jeden Besuch über das Hausteleson mit Ihnen abklären muss.« Als er mein erstauntes Gesicht sah, fügte er hinzu: »Aus Sicherheitsgründen darf niemand ohne meine Genehmigung die Stockwerke betreten.« Er schraubte den Deckel zurück auf die Kanne.

»Kein Problem, die Anzahl meiner Besucher wird sich in Grenzen halten.« Ich kräuselte die Nase. »Der Kaffee riecht aber gut. Gibt es hier in der Nähe einen Supermarkt?«

Tom goss einen Schuss Milch in die Tasse und nickte. »Wenn Sie den Hauseingang verlassen, halten Sie sich rechts. Einen Block weiter gibt es eine Bäckerei mit dem Namen *Susan's Bread Box* und gegenüber finden Sie einen Supermarkt.«

Auf dem Weg dorthin lief ich an einem Kinderhort und einer Schule vorbei. Mädchen und Jungen im Alter von fünf bis zehn Jahren wurden von ihren Eltern abgeholt, und ich musste mich um die Autos schlängeln, die mit laufendem Motor auf dem

Bürgersteig parkten, dazu noch hupten und aus den geöffneten Fenstern nach ihren Kindern winkten. Bei dem Gedanken, dass Svea sich auf jeden einzelnen gestürzt und in eine ellenlange Diskussion über Umweltverschmutzung verwickelt hätte, musste ich grinsen.

Fünf Minuten später traf ich auf die Bäckerei, die Tom mir beschrieben hatte, und die sich offensichtlich auf europäische Backwaren spezialisiert hatte. Mein Magen knurrte noch lauter, als ich die Torten in den Schaufenstern entdeckte, die mit Wahrzeichen aus verschiedenen Ländern dekoriert waren. Ich entdeckte den Eiffelturm aus Marzipan, die Tower Bridge aus Zuckerdekor und das Brandenburger Tor aus Schokolade. Am liebsten hätte ich zur Feier des Tages alle drei Torten mitgenommen, aber ich war mir ziemlich sicher, dass nicht mal eine davon in meinen Mini-Kühlschrank passte.

»Kommen Sie aus Frankreich, England, Schweden, Deutschland oder Russland?«, begrüßte mich ein gutaussehender Verkäufer mit französischem Akzent. Neugierig musterte er mich. Er trug ein kurzärmeliges, weißes T-Shirt mit dem Namen der Bäckerei und beantwortete seine Frage gleich selbst. »Schweden! Blonde Haare, lange Beine. Sie sind ein Fotomodell aus Stockholm.«

Obwohl mir bewusst war, dass er das Kompliment wahrscheinlich jeder Kundin machte, freute ich mich. »Tut mir leid. Völlig daneben.«

»Das kann nicht sein«, schüttelte er ungläubig den Kopf und trat so weit zurück, bis ihn das Brotregal stoppte. Nachdenklich unterwarf er mich einem Ganzkörperscan.

Eigentlich wollte ich nur ein paar Brötchen kaufen und nicht wie eine Torte im Schaufenster begutachtet werden. »Haben Sie ...«

»Ssscht!«, unterbrach er mich und legte einen Zeigefinger an die Lippen. »Ich denke nach.« Er murmelte etwas in seinen Bart, und ich kam mir vor wie in einer Castingshow. Gleich würde er den Kopf schütteln und sagen: »Heute habe ich leider kein Brötchen für dich.«

»Aaah! Jetzt weiß ich es.« Er tippte sich mit dem Finger an die Nase. »Norwegen! Das Land ist ein Nachbarstaat von Schweden. Deswegen habe ich zuerst falschgelegen«, rechtfertigte er sich. »Sie kommen aus Norwegen.«

»Deutschland«, half ich ihm auf die Sprünge, um in diesem Leben noch mal zu etwas Essbarem zu kommen.

»Klar«, winkte er ab, »habe ich doch gemeint. Deutschland ist auch ein Nachbarland von Schweden.«

Dass er die Ostsee kurzerhand trockenlegte, nahm ich ihm nicht übel. Mit dem Fach *Geografie* hatte ich mental abgeschlossen, als ich in der achten Klasse die Bahamas ins Mittelmeer verlegte und mir das einen Eintrag in der Schülerzeitung unter der Rubrik *Hall of Shame* bescherte.

»Was haben Sie für Brötchen?«, fragte ich, um ihn endlich in die Puschen zu bringen.

Mit einer ausladenden Armbewegung wies er auf die Auslage. »Wir backen alle europäischen Brötchen«, schwärmte er mir vor. »Deutsche Semmeln, englische Teebrötchen, italienische Panini, französisches Baguette ...«

Es war nicht so, dass ich amerikanische Bagels nicht mochte, aber heute wollte ich mir ein bisschen Heimatgefühle gönnen. Paps und Inge hatten mir zurückgeschrieben, wie sehr sie sich für mich über die tolle Wohnung freuten, und es plagte mich ein winziger Hauch von Heimweh.

»Dann nehme ich zwei Semmeln«, unterbrach ich ihn schärfer als geplant. Sein Akzent war wirklich goldig, und ich hätte ihm noch eine Weile zuhören können, wenn ich nicht so einen Hunger gehabt hätte. Beginnende Unterzuckerung war bei mir gleichzusetzen mit steigender Aggressivität und das wiederum konnte gefährlich für ihn werden.

Er bemerkte den Stimmungsumschwung sofort. »Hunger?«

»Mehr als zehn Elefanten zusammen.«

»Setzen Sie sich erst mal. Ich bringe Ihnen eine Kostprobe unserer Spezialität.«

Ich wollte schon protestieren, als mir auffiel, dass er auf eine Glasplatte mit selbstgemachten Pralinen zeigte, die ich in der Auslage links neben den Brötchen übersehen hatte. Bei dem Anblick der Süßigkeiten verdreifachte sich mein Hungergefühl. Unwillkürlich musste ich schlucken.

»Schokolade ist ein Energielieferant«, erklärte er mir. »Der Zucker geht sofort ins Blut und puscht den Kreislauf.«

Das brauchte er mir nicht zweimal zu sagen. Mit dieser Argumentation rechtfertigte ich tagtäglich meinen ausgeprägten Schokoladenkonsum vor mir selbst.

Ich drehte mich zu dem einzigen Tisch, und bevor ich es mir anders überlegen konnte, spurtete der amerikanische Franzose um die Ladentheke, hakte

mich unter und führte mich zu einem der beiden Bistrostühle, als stünde ich kurz vor einem Schwächeanfall. Normalerweise hätte ich mich gegen seine Aufdringlichkeit gewehrt, aber da mir wirklich ein bisschen schwindelig war, ließ ich ihn gewähren und setzte mich brav auf einen Stuhl.

Ein paar Minuten später brachte er mir eine Tasse Kaffee und einen Teller mit verschiedenen Pralinen, von denen jede einzelne wie ein kleines Kunstwerk aussah. »Das ist das beste Konfekt in ganz New York.« Er setzte sich mir gegenüber. »Unsere Chefin hat einen erlesenen Schokoladengeschmack.«

Ich nahm mir eine Praline aus weißer Schokolade, die mit einer Erdbeere aus Zuckerguss verziert war, steckte sie in den Mund und ließ die Zunge durch die süße Masse kreisen. Meine Geschmacksnerven explodierten wie Popcornmais in der Mikrowelle. »Mmh, köstlich«, machte ich nur und schloss die Augen.

»So köstlich wie dein Duft.«

Ich riss die Augen auf und starrte ihn an.

»Äh, ein köstlicher Duft, diese Schokolade.« Als würde es nicht richtig sitzen, zupfte er an seinem T-Shirt herum. »Haben Sie vielleicht heute Abend Zeit?«, kam er ohne Umschweife zum Punkt. »Ich zeige Ihnen Orte, die Sie noch nie gesehen haben.«

Davon war ich überzeugt und wusste definitiv, dass ich sie auch nie sehen wollte.

»Deutsche Frauen gehören zu den Schönsten der Welt.« Er klimperte so übertrieben mit den Wimpern, dass ich lachen musste.

»Und sie lieben ihre Freiheit und Unabhängigkeit über alles«, wehrte ich seine Anmache ab. »Und ich ganz besonders.«

»Eine Miss Liberty«, himmelte er mich weiter an, als wäre ich die Freiheitsstatue persönlich. »Wie heißen Sie mit Vornamen?«

»Lilly«, antwortete ich, trank einen Schluck Kaffee und spürte, wie mein Blutzucker sich stabilisierte.

»Lilly Liberty! Was für ein Name!«, schwärmte er, und ich konnte ihm nicht widersprechen. Der Klang des Namens hatte was.

»Ich bin übrigens Eric. Wohnen Sie hier in der Nähe?«

Sollte ich meine Adresse preisgeben? Eigentlich sprach nichts dagegen, an Tom kam er sowieso nicht vorbei. Also erzählte ich ihm begeistert von meinem Apartment. Eric hörte geduldig zu, rutschte alle dreißig Sekunden ein bisschen näher, und ich ein bisschen weiter weg.

»Eric!«, donnerte plötzlich eine Stimme mit einem leicht britischen Akzent. »Verschenkst du wieder unsere teuren Pralinen?«

Der Tisch wackelte bedenklich, als Eric aufsprang.

Erschrocken hielt ich mit einer Hand die Kaffeetasse fest, ließ aus der anderen Hand die Praline fallen, die ich gerade in den Mund schieben wollte und kam mir wie eine ertappte Diebin vor.

Ein hochgewachsener Mann, Anfang dreißig, mit einer dunklen Lockenmähne und einem Dreitagebart, der ihn müde erscheinen ließ, baute sich vor Eric auf. Über einem blau-weiß karierten Hemd, dessen Ärmel achtlos hochgekremgelt waren, trug er eine mit Mehl bestäubte Bäckerschürze. Seine Augenbrauen hatten sich zu einer Furche zusammengeschoben, tief wie der Grand Canyon. Sein Blick streifte mich unwesentlich und blieb verärgert an Eric hängen.

»Darf ich dir Lilly Liberty vorstellen?«, versuchte er die Situation zu entschärfen.

»Harper, nicht Liberty«, wollte ich widersprechen, aber die Bäckerschürze ignorierte mich völlig, also ließ ich es.

»Es interessiert mich nicht«, polterte er Eric an, »wie deine Eroberungen heißen, die du mit unseren Pralinen vollstopfst.«

»Ich stopfe mich nicht voll«, empörte ich mich.

Er starrte mich an, als wäre ich eine Kakerlake in seinem Mehlvorrat. Dann schaute er auf den Teller und wieder auf mich. Ich folgte seinen Augen. Die Rechnung war einfach. Ich musste nichts addieren. Es war nur noch die Praline übrig, die ich quasi schon im Mund gehabt hatte.

»Äh, kein Problem«, stotterte ich. »Das bezahle ich natürlich.« Oh Mann! Wie peinlich war das denn? Am liebsten hätte ich Erics Kopf in die Torte mit dem Eiffelturm gedrückt und mich hinter dem Brandenburger Tor aus Schokolade versteckt. Da war Eric wohl gewaltig über seinen Kompetenzbereich gestolpert, und ich über meine Schokoladensucht.

»Lilly kommt übrigens aus Deutschland«, versuchte er zu retten, was schon nicht mehr zu retten war. »Hast du nicht eine Tante in Bayern?«

»Lenk nicht ab«, fuhr die Bäckerschürze ihn an. »Du weißt genau, dass Susans Pralinenvorrat sich dem Ende neigt.«

»Du kennst doch die Mikro-Apartments am Carmel Place«, fuhr Eric fort, als befände er sich mitten in einer angeregten, netten Konversation. »Stell dir mal vor, Lilly wohnt dort.«

Ich stöhnte leise auf. Merkte er eigentlich nicht, dass er die Situation nur verschlimmerte?

»Das sind keine Apartments«, knurrte die Bäcker-schürze abfällig. »Das sind Schuhschachteln.«

So, jetzt reichte es! Ich sprang auf, und diesmal schwappte der Kaffee über den Tassenrand und hinterließ eine Pfütze auf dem Tisch.

»Ich wohne doch nicht in einem Karton.« Mit Genugtuung stellte ich fest, dass er mich zum ersten Mal wirklich registrierte. Ich straffte meine Schultern und reckte das Kinn vor.

Abschätzend wanderte sein Blick von meinen Sneakers bis zum Haaransatz, um dann wortlos zu Eric zurückzukehren. Nicht mal den Hauch einer Entschuldigung las ich in seinen dunkelblauen Augen, geschweige denn von seinen Lippen. Ich kochte innerlich und wunderte mich, dass keine Dampfwolken aus meinen Ohren schossen. So behandelte man doch keine Kundin! Mit hochrotem Kopf kramte ich dreißig Dollar aus dem Portemonnaie und knallte sie auf den Tisch. »Reicht das für die Pralinen?«

Er wirbelte zu mir zurück und starrte auf das Geld. »Kann ich nicht beurteilen«, antwortete er genauso scharf. »Ich weiß ja nicht, wie viel Sie davon verputzt haben.«

Würde sich mein Gesicht nicht schon so heiß anfühlen wie nach einem stundenlangen Sonnenbad, wäre es spätestens jetzt der Fall. Ich klappte den Mund auf, brachte aber kein Wort heraus, sondern schnappte nur nach Luft.

Achselzuckend drehte er sich zu Eric, zerrte sich die Schürze über den Kopf und pfefferte sie ihm vor die Brust. »Ich hole Katie von der Vorschule ab. Du kümmerst dich um die Bestellung des deutschen

Goethe Instituts, siebzig Vollkornbrötchen und vierzig Brezeln.«

Die Türglocke bimmelte um ihr Leben, als er die Ladentür hinter sich zuschlug.

Ich plumpste zurück auf den Stuhl und fühlte mich, als hätte mich ein Bus überfahren. Kopfschüttelnd starrte ich auf die rechteckigen Fliesen unter mir und wartete darauf, dass meine Atmung wieder in den gewohnten Rhythmus fand. Der Typ hatte eine Tochter, also musste es auch eine Frau geben. Wie hatte er das bloß geschafft? So ein Ekelpaket würde ich nicht mal mit einer Grillzange anfassen.

Eric sank auf den anderen Stuhl und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn, was ihm einen weißen Balken bescherte und das Aussehen eines Indianers auf dem Kriegspfad.

»Maik ist nicht immer so unfreundlich«, entschuldigte er das Verhalten seines Chefs. »Im Moment hat er ziemlich viel Stress.«

»Aha«, machte ich nur und hoffte inständig, dass nicht alle New Yorker in Stresssituationen derart ausrasteten. Mit einem schiefen Grinsen sah ich ihn an. »Bekomme ich jetzt endlich zwei deutsche Brötchen?«

»Natürlich.« Eric sprang auf, schob mir die dreißig Dollar zu und lächelte etwas gequält. »Die Pralinen gehen auf meine Rechnung.«

Ich schüttelte den Kopf. »Kommt gar nicht infrage. Dann könnte ich heute Nacht nicht ruhig schlafen.«

Wir einigten uns auf einen Preis von fünfzehn Dollar.

Eric warf mir einen bittenden Blick zu. »Aber Sie kaufen schon weiterhin Ihre Brötchen bei mir, oder?«

»Nur, wenn Sie mir versprechen, Ihren Chef in der Backstube einzuschließen, sobald ich den Fuß über die Türschwelle setze.«

Nach zwei Tagen war meine Wohnung eingerichtet, und morgen stand mein erster Arbeitstag bevor. Svea war heute Abend zum ersten Mal bei mir und wir überlegten, was ich anziehen könnte.

»Kein Schwarz, zu trist«, kommentierte sie den Hosenanzug, den ich aus dem Kleiderschrank zog. »Nimm das blaue Kostüm mit dem wollweißen Top, das passt super zu deinen hellen Haaren. Außerdem brauchst du auf jeden Fall ein Paar Pumps mit Absätzen.«

Ich stöhnte auf. »Du weißt, dass ich mit der Subway in den Norden von Midtown Manhattan fahren muss? Fast bis an den Central Park. Ich muss zwei Mal umsteigen und noch ein paar Blocks laufen. Bis dahin habe ich blutige Füße und einen verkrampften Rücken.«

Svea zuckte ungerührt mit den Achseln. »Das ist New York. Hier kannst du nicht mit Jeans, T-Shirt und Turnschuhen ins Büro gehen.«

»Ach, und was ist mit dir?« Naserümpfend musterte ich ihre zitronengelbe Chinohose und die schwarzen Ballerinas.

»Ich genieße Sonderrechte.« Sie kicherte. »Habe ich mir hart erarbeitet.« Auf den Boden kniend zog sie ein paar Schuhschachteln aus dem Schrank.

»Außerdem arbeite ich nicht im Wirtschaftssektor mit finanzkräftigen Kunden, sondern im Natur- und Umweltschutz. Da ist die Kleiderordnung etwas lockerer.«

In einer Schachtel fand sie ein Paar dunkelgraue Pumps mit fünf Zentimeter hohen Absätzen, die ich zu Inges sechzigstem Geburtstag getragen hatte.

»Die sind perfekt«, entschied Svea, stieß mir mit dem Ellbogen in die Rippen und grinste. »Pack morgen die Pumps in deine Tasche, und bevor du mit dem Aufzug ins Büro fährst, wechselst du in den öffentlichen Toiletten der Empfangshalle deine Schuhe. Alle Frauen machen das so.«

Entrüstet schnaufte ich: »Das hättest du mir auch gleich sagen können.«

»Hätte aber nicht so viel Spaß gemacht.« Sie kicherte und ich stimmte mit ein. Es tat so gut, Svea wieder in meiner Nähe zu haben.

Nachdem das Kleiderproblem gelöst war, hockten wir uns aufs Bett, aßen gebratene Nudeln mit Huhn, die Svea vom Chinesen mitgebracht hatte und erzählten uns die neuesten Vorkommnisse. Meine Freundin war genauso begeistert von dem Apartment wie ich und ebenso entrüstet von der Bäckerschürze.

Bevor sie sich eine Stunde später verabschiedete, tranken wir auf meinen letzten Urlaubstag noch eine halbe Flasche Prosecco und verputzten zwei Tafeln Vollmilchschokolade mit Macadamianüssen.

Trotz der beruhigenden Wirkung von Schokolade auf mein Nervensystem, verbrachte ich eine unruhige Nacht. Mehrmals wachte ich auf, fragte mich, ob ich den Ansprüchen meines Chefs gerecht werden würde und beruhigte mich damit, dass er mich schließlich aufgrund meiner Qualifikation eingestellt hatte.

Um sieben Uhr torkelte ich unter die Dusche, und als ich Tom im Foyer einen guten Morgen wünschte, war ich hellwach und voller Vorfreude auf meinen Job.

ICH arbeitete in New York, der coolsten Stadt der Welt, und ich fühlte mich stark und gewappnet für alles, was auf mich zukommen würde. Mich würde so leicht nichts mehr aus der Bahn werfen.

Das Unternehmen der *WebNet-Europe* befand sich auf der Seventh Avenue, Ecke 56th Street, in der Nähe der Carnegie Hall. Eine Dreiviertelstunde war ich unterwegs gewesen, bevor ich das Bürogebäude erreichte.

Meine Halswirbel knackten, als mein Blick an der breiten Glasfront neunundvierzig Stockwerke nach oben glitt. Ich schwankte leicht und hätte beinahe auf den Pumps das Gleichgewicht verloren. Bereits in der Subway hatte ich die Schuhe gewechselt und erleichtert registriert, dass andere Frauen es genauso handhabten.

Eine Glastür glitt vor mir zurück, und ich betrat das Foyer des Gebäudes. In der Halle, die mir so riesig erschien wie ein Flugzeughangar, gab es gleich mehrere Empfangsplätze. Ich schritt auf eine sympathisch wirkende Dame mit dunklem Pferdeschwanz zu und stellte mich vor.

»Die Büroräume von *WebNet-Europe* befinden sich im 34. Stockwerk«, erklärte sie mir freundlich. »Fahren Sie bitte mit dem rechten Lift und melden Sie sich oben am Empfang.«

Der Aufzug rauschte zügig aufwärts und bescherte mir ein flaes Gefühl im Magen. Meine Aufregung stieg mit jeder Etage. Ich hatte mir fest vorgenom-

men, gleich an den ersten Tagen einen perfekten Eindruck zu hinterlassen.

Die Tür glitt zurück und meine Pumps versanken in einem wollweißen Teppichboden. Eine ältere Dame in einem grauen Kostüm begrüßte mich freundlich von ihrem Platz aus, und ich nannte ihr meinen Namen.

»Herzlich Willkommen, Miss Harper.« Sie lächelte mich an. »Einen kurzen Moment noch. Mrs. Bennett wird sich gleich um Sie kümmern.«

Ich bedankte mich und ging zu der gegenüberliegenden Fensterfront. Wie ein penibel ausgestochenes Waldstück breitete sich der Central Park in einem Rechteck vor mir aus, eine grüne Insel inmitten von Glas und Beton.

»Lilly Harper?«

Hastig riss ich mich von dem Anblick los und drehte mich um.

»Ich bin Claire Bennett, die Sekretärin von Arthur. Wir haben per Email kommuniziert. Nennen Sie mich bitte Claire.«

Ich musste mich erst daran gewöhnen, dass es in den USA am Arbeitsplatz im Umgang miteinander locker zugeht und man sich grundsätzlich mit dem Vornamen anredete.

Ich schätzte Claires Alter auf Anfang vierzig, eine gepflegte Erscheinung mit imposanter Konfektionsgröße.

»Arthur erwartet Sie in seinem Office.« Sie führte mich durch mehrere Gänge, in denen sich Büroräume und Panoramafenster mit fantastischem Ausblick auf die Skyline abwechselten.

»Hatten Sie eine angenehme Anreise?«, erkundigte Claire sich.

»Es hat alles bestens geklappt. Für eine Stadtbesichtigung hatte ich zwar noch keine Zeit, aber das werde ich nachholen.«

Sie nickte. »In New York werden Sie kulturell, sportlich und kommerziell alles finden, was Sie sich vorstellen können. Und wenn Sie die Natur lieben, fahren Sie einfach am Wochenende nach Coney Island oder in die Hamptons.«

Wir betraten ihr Büro, und durch eine offenstehende Durchgangstür sah ich Arthur an einem Schreibtisch aus dunklem Mahagoni sitzen. Als er uns bemerkte, sprang er auf und kam mir entgegen. Er war etwas kleiner als ich, mit angehender Stirnglatze, leichtem Übergewicht und erinnerte mich an Danny de Vito. Seine wachen Augen waren mir schon beim Skypen während des Vorstellungsgesprächs aufgefallen, und ich war mir sicher, er war ein knallharter Geschäftsmann.

»Lilly.« Er schüttelte meine Hand wie einen Pumpenschwengel. »Wie schön, Sie zu sehen.« Mit einer ausladenden Armbewegung wies er auf eine dunkelbraune Ledercouch, die in jedes exklusive Wohnzimmer gepasst hätte, und von der aus man einen Blick auf die Fenster des Trump Towers werfen konnte. »Darf ich Ihnen einen Kaffee oder Cappuccino anbieten?«

Ich entschied mich für einen Milchkaffee und versank in den Polstern des Sofas.

»Ist mit der Wohnung alles zu Ihrer Zufriedenheit?« Arthur setzte sich mir gegenüber und schlug die Beine übereinander.

»Das Apartment ist ein Traum.« Ich nahm eine Kaffeetasse von Claire entgegen.

»Das freut mich. Die New Yorker hoffen sehr, dass sich diese Mikrowohnungen durchsetzen. Sie sind vom Mietpreis her akzeptabel und brauchen wenig Platz.«

Wir plauderten ein bisschen über die Wohnungssituation, die mir aus Sveas Berichten bekannt war, und Arthur erzählte mir von Brooklyn, das sich in den letzten Jahren vom unbeliebten zum hippen Stadtteil mauserte.

Nachdem ich die Kaffeetasse geleert hatte, warf er einen Blick auf die Armbanduhr und sprang auf. »Es wird Zeit, dass ich Ihnen das Büro zeige. Sie haben heute noch einige Termine.«

Ich erhob mich vom Sofa und folgte ihm an Claires Schreibtisch vorbei, die ihm einen Zettel reichte.

Drei Räume weiter hielt er mir eine Tür auf, und wir betraten ein Zimmer, das halb so groß war wie mein Apartment. Zwei unbesetzte Schreibtische grenzten mit den Stirnseiten aneinander. Hinter jedem Tisch befand sich ein Regal mit Aktenordnern und vor dem Panoramafenster, mit Sicht auf das gegenüberliegende Bürogebäude, stand eine Yuccapalme, die schon bessere Tage gesehen hatte.

Arthur wies auf den rechten Schreibtisch, den ein 21-Zoll-Monitor dominierte. »Claire hat Ihnen den Arbeitsplatz einrichten lassen und wird Ihnen morgen vom Sicherheitsdienst einen Schlüssel für das Büro besorgen. Sollten Sie noch etwas benötigen, wenden Sie sich bitte an sie.«

Ich nickte und stellte meine Tasche auf die ansonsten leere Tischplatte, die einen krassen Gegensatz zu dem vollbeladenen Platz meines Gegenübers bot.

»Bis heute Abend habe ich Sie für mehrere Meetings Ihrer Kollegen eingeteilt. Die Gespräche beinhalten Kundenanalysen und Präsentationen, bis hin zu Terminen mit Vertragsabschlüssen. Dadurch erhalten Sie einen ersten Überblick über Ihr zukünftiges Aufgabengebiet.« Arthur reichte mir den Zettel seiner Sekretärin. »Claire hat Ihnen eine Übersicht der Besprechungen aufgelistet. Eigentlich sollte Ihr Kollege Fynn Olsson Sie einarbeiten. Leider ist er bis auf weiteres erkrankt.« Er zuckte mit den Achseln. »Ich kann Ihnen auch niemand anderen zur Seite stellen. Alle sind in zeitintensiven Projekten eingebunden.« Lauernd ruhte sein Blick auf mir.

Wollte er meine Reaktion testen?

»Ich komme schon klar«, antwortete ich gelassen. Schließlich war ich es gewohnt, selbstständig zu arbeiten.

»Das höre ich gerne. Die erste Sitzung beginnt in zehn Minuten im Besprechungszimmer 3A.«

Er wandte sich zur Tür, hielt aber in der Bewegung inne und drehte sich wieder um. »Jetzt hätte ich beinahe das Wichtigste vergessen. »Morgen um elf Uhr haben Sie einen Kundentermin für eine Analyse.«

Der Ablagestapel auf dem Schreibtisch meines Kollegen geriet ins Wanken, als Arthur darin herumwühlte. »Informieren Sie sich bitte über den Kunden anhand unserer internen Unterlagen und über Internetrecherche.« Er reichte mir eine zwei Zentimeter dicke Akte und taxierte mich ein weiteres Mal. »Sie werden schon wissen, was notwendig ist.«

»Natürlich, das habe ich schon häufiger gemacht.« Gleich am zweiten Arbeitstag eine Kundenanalyse durchzuführen, war zwar eine echte Herausforderung,

aber machbar. Ich würde die Nacht durcharbeiten und Arthur morgen eine professionelle Studie liefern.

»Der Kunde gehört zu unseren auftragsstärksten, aber auch anspruchsvollsten Auftraggebern«, sagte er in einem Tonfall, der keinen Zweifel daran ließ, dass er Qualität von mir erwartete.

Kein Problem für mich. Dafür war ich schließlich hier. Meine Karriere stand an erster Stelle. Ich würde meinen Chef nicht enttäuschen.

Voraussetzung dafür war allerdings, dass ich pünktlich zum Meeting erschien.

Als hinter Arthur die Tür ins Schloss fiel, kramte ich aus einem Schubladencontainer einen Block und mehrere Stifte. Ich raffte meine Tasche und die Büroartikel zusammen, ließ die Akte für später auf den Tisch liegen und stürmte aus dem Büro. Wer weiß, wie lange ich brauchen würde, um in diesem Gewirr von Gängen das richtige Besprechungszimmer zu finden.



»Bist du Lilly?« Eine dunkelhaarige Person, die mir trotz ihrer hohen Schuhe nur bis zum Kinn reichte, streckte mir ihre Hand entgegen, als ich den Raum 3A betrat. »Ich bin Joanna aus Spanien.« Ihre dunklen Augen blitzten mich freundlich an. »Major Claire hat mir mitgeteilt, dass du heute am Meeting teilnimmst.«

»Major Claire?« Ich schüttelte ihre Hand und freute mich über die nette Begrüßung.

Joanna kicherte. »So nennen wir Mrs. Bennett. Sie ist der heimliche Boss der Abteilung. Pass also auf, dass du ihr nicht auf die Füße trittst, darauf reagiert sie hochexplosiv.« Mit einem Kopfnicken wies sie zu

einem achteckigen Tisch, an dem zwei Herren und eine Dame warteten. »Du kannst dich neben mich setzen.«

Sie stellte mich den Kunden als neue Kollegin vor, die zu Schulungszwecken an der Besprechung teilnahm.

Joanna präsentierte über Laptop und Beamer eine kreative Homepage auf hohem Niveau. Nicht nur der Auftraggeber, auch ich war begeistert von dem professionellen Webdesign und wünschte mir für meinen ersten Auftrag, auch so eine qualifizierte Arbeit abliefern zu können.

»Jetzt brauche ich erst mal etwas Süßes«, stöhnte Joanna, nachdem die Kunden sich verabschiedet hatten und wir in Richtung Küche liefen.

»Das war eine super Präsentation.« Anerkennend nickte ich ihr zu. »Deine Ideen sind toll.«

»Danke, das ist nett von dir. Du kannst hier eine Menge lernen. Jeder ist bereit, auch mal über den eigenen Tellerrand zu gucken und den anderen zu helfen.« Joanna stoppte vor einem Snackautomaten und kramte ein Portemonnaie aus der Handtasche. »Frag mich einfach, wenn du Unterstützung brauchst.« Sie steckte zwei Dollar in den Automaten und zog aus einer Schublade einen Schokoriegel, was sie mir noch sympathischer machte.

»Die Abteilung geht übrigens jeden Freitagabend auf einen Cocktail in die *230 Fifth Rooftop Bar*, und am ersten Mittwoch des Monats spielen wir Bowling.«

Ich strahlte sie an. »Das ist super, da bin ich dabei.«

So leicht gingen Wünsche in Erfüllung. Wenn das kein gutes Zeichen war!

In den nächsten Stunden lernte ich weitere zehn meiner fünfzehn Kollegen kennen. Sie kamen aus verschiedenen europäischen Staaten und waren für die Webauftritte in ihren Heimatländern zuständig, so wie ich für Deutschland.

Die Meetings selbst waren sehr aufschlussreich. Eine Firma, die pharmazeutische Produkte exportierte, war völlig unzufrieden und verweigerte meinem italienischen Kollegen den Auftrag. Mit Schrecken dachte ich an morgen, und als die letzte Besprechung beendet war, hastete ich durch die Gänge, um die Akte einzupacken, die ich noch durcharbeiten musste.

Am Büro angekommen zuckte ich zusammen, als mir plötzlich jemand auf die Schulter tippte.

»Verbringst du morgen mit Oliwia und mir die Mittagspause?« Joanna knöpfte ihren Mantel zu, und eine polnische Kollegin, die ich in einer der Besprechungen kennengelernt hatte, kramte einen zusammengesetzten Schirm aus der Handtasche. »Wir holen uns einen Salat bei *Sweetgreen* und setzen uns bei schönem Wetter auf eine Bank in den Central Park.«

»Danke.« Ich freute mich über die Einladung und drückte die Klinke der Bürotür nach unten. »Das ist eine super Idee.«

Die Tür regte sich nicht, und ich drückte ein weiteres Mal, diesmal heftiger.

»Sieht so aus, als wäre sie zugesperrt«, stellte Joanna fest. »Hast du keinen Schlüssel?«

Ich schüttelte den Kopf. »Bekomme ich erst morgen.«

Oliwia sah auf ihre Armbanduhr. »Nach neunzehn Uhr werden alle unbesetzten Räume vom zentralen Sicherheitsdienst des Bürogebäudes abgeschlossen«, erklärte sie mir.

Ich spürte Panik in mir hochkriechen. »Aber ich brauche unbedingt eine Akte von meinem Schreibtisch.« Da ich nicht mal wusste, wie der Kunde hieß, konnte ich auch die Internetrecherche von zu Hause aus vergessen. »Hat der Sicherheitsdienst eine Zentrale, die ich anrufen kann?«

Joanna runzelte die Stirn. »Soweit ich weiß, ist der Service für mehrere Gebäude in dieser Straße zuständig. Major Claire oder die Empfangsdamen im Foyer haben mit Sicherheit eine Telefonnummer, aber Arthurs Sekretärin geht um achtzehn Uhr, und das Foyer ist um diese Zeit nicht mehr besetzt.«

Meine Schultern sackten nach unten. Ich biss mir fast die Unterlippe blutig. »So ein Mist!«

Bedauernd zuckte Joanna mit den Achseln. »Vor morgen früh um sieben Uhr geht da gar nichts.«

Gegen zwei Uhr nachts wachte ich auf. Mein Nachthemd konnte ich auswringen, mein Herz pochte wie eine offene Wunde, und ich sehnte mich nach jemandem, der mich in den Arm nehmen und beruhigend auf mich einreden würde.

Es war wieder einer dieser verstörenden Träume gewesen. Rücksichtslos wurde ich in das Auto katapultiert, mit dem Mama und ich den Unfall gehabt hatten. Aber diesmal saß nicht meine Mutter am Steuer, sondern ein gesichtsloser Geschäftsmann - der Kunde für elf Uhr. Ich hockte auf der Rückbank, gefesselt mit etlichen Gurten. Mit hoher Geschwindigkeit, viel schneller als Mama damals gefahren war, rasten wir über die Landstraße. Während der Kunde mir Inkompetenz vorwarf, meine Arbeit als unkreativ und belanglos beschimpfte, rüttelte ich an den Gurten, die mir tief ins Fleisch schnitten. Mein Mund war so trocken, dass ich nicht mal mehr flüstern konnte, und meine Gedanken wehrten sich verzweifelt gegen das Kommende. Es nützte nichts. Auch diesmal durchbohrte das Geräusch von brennendem Blech mein Trommelfell, ein Feuerball blendete meine Augen und schreiend hatte ich mich aus dem Schlaf gekämpft.

Ich stolperte ins Badezimmer, klatschte mir kaltes Wasser ins Gesicht und hockte mich auf den Toiletendeckel, das Gesicht in den Händen vergraben. Alles an mir zitterte, jedes Härchen auf meiner Haut stand aufrecht. Meine Augenlider zuckten unkontrolliert, als würde ich an einem Stromkreis hängen. Würde das nie aufhören? In der Zeit mit Daniel hatten die Träume nachgelassen, aber nach seinem Verschwinden waren sie umso heftiger wiederaufgetreten.

Ich stand auf, tappte im Dunkeln durch die Wohnung zum Fenster und starrte auf die Lichter der City. Hier und da erlosch eines, ein anderes leuchtete auf. Die Beständigkeit beruhigte mich, mein Herz fand in seinen gewohnten Takt zurück. Diese Stadt gab mir die Chance, ein neues Leben zu beginnen, weit entfernt von den Geistern der Vergangenheit, und ich wollte diese Chance unbedingt nutzen. So sehr, dass es fast weh tat. Ich beschloss, um sieben Uhr im Büro zu erscheinen, dann blieben mir genau vier Stunden, um mich über den Kunden zu informieren. Das sollte reichen, um eine erste Analyse seiner Bedürfnisse und Wünsche durchführen zu können.



»Tom, Sie müssen mir heute unbedingt die Daumen drücken.« Ich rauschte durch den Eingangsbereich und winkte ihm zu.

Er lachte. »Schon wieder? Das musste ich doch gestern schon.«

»Aber heute ist es noch wichtiger«, rief ich zurück, bevor ich die Straße betrat und ein kräftiger Wind an dem gefütterten Mantel zerrte, den ich zum Glück aus

dem Winterschlaf geholt hatte und über dem Hosenanzug trug.

Zur Subway brauchte ich nur zehn Minuten und da der Weg mich an *Susan's Bread Box* vorbeiführte, betrat ich den Laden, um mir einen Bagel und einen Coffee-to-go von Eric zu gönnen, der an diesem Morgen nicht wie üblich hinter der Theke stand. Dafür hörte ich aus der Backstube eine hitzige Stimme, dessen Besitzer ich frühestens in tausend Jahren wiederssehen wollte. Ich ignorierte meinen knurrenden Magen, schlich zurück zur Tür, und hatte schon die Hand auf der Klinke, als eilige Schritte sich näherten.

»Stopp!«

Ich zuckte zusammen und fühlte mich schon wieder ertappt. Der Typ hatte es wirklich drauf, mein Gewissen zu verunsichern. Genervt drehte ich mich um. Diesmal trug er keine Bäckerschürze, sondern er hielt ein Smartphone am Ohr und ein kleines Mädchen an der Hand. Ängstlich sah es zu ihm auf, was mich nicht wunderte. Seine donnernde Stimme war wirklich zum Fürchten, zumindest, wenn man erst fünf Jahre alt war, und auf dieses Alter schätzte ich die Kleine.

»Ja, ja«, brüllte er ins Handy.

Ich sah förmlich vor mir, wie sein Gesprächspartner das Telefon einen halben Meter von sich hielt.

»Ich komme sofort.« Er hockte sich vor das Mädchen. »Katie, du bleibst jetzt bei dieser jungen Frau.«

Wie? Wo? Suchend sah ich mich um. Irgendwo musste jemand sein, den ich bisher nicht bemerkt hatte. Fehlanzeige.

»Die ist ...«, er machte eine kurze Pause und strich der Kleinen über die dunklen Haare, »... na ja, ganz nett.«

»Oh nein!« Abwehrend hob ich die Hände. »Was bilden Sie sich eigentlich ein? Ich bin doch nicht Ihr Babysitter. Ich habe einen wichtigen Kundentermin. Wenn ich den platzen lasse, verliere ich meinen Job.«

»Wann ist Ihr Termin?« Er stand auf und eine Hand des Kindes schob sich in seine.

»Äh, um elf Uhr«, stammelte ich.

»Bis neun bin ich wieder da«, erwiderte er ungerührt.

»Vergessen Sie es!« Hastig riss ich die Tür auf. Ein Schwall kalter Luft strömte in das Geschäft. »Ich muss für das Meeting noch eine Akte durcharbeiten.«

Er zog die linke Augenbraue hoch. »Hatten Sie nicht gesagt, es handele sich um einen wichtigen Kunden? Und dann bereiten Sie sich erst jetzt darauf vor?« Kopfschüttelnd sah er mich an. »Das wird sowieso nichts.«

Ungläubig starrte ich ihn an. Musste ich mir von einem Bäcker sagen lassen, wie ich meinen Job zu machen hatte? »Sie haben doch überhaupt keine Ahnung!«

Seine Augenbraue schob sich noch ein bisschen höher. »Wenn der Bürgermeister von New York zweihundert Bagels bei mir bestellt, kann ich mit dem Backen auch nicht erst eine Stunde vor Liefertermin beginnen.«

Wieso hatte der Typ ständig das letzte Wort? Und wie konnte er sich anmaßen, mich so zu belehren? »Sind Sie fertig?«

Er ließ das Mädchen los, legte seine Hand auf meine, die noch die Klinke festhielt und drückte die

Tür wieder zu. »Nein, eigentlich nicht.« Seine Gesichtszüge wurden weicher, seine Stimme bittend. Und zum ersten Mal registrierte ich, dass er attraktiv war. Verdammt attraktiv.

»Ich bin übrigens Maik Maltrever. Ich weiß, wir beide hatten vor ein paar Tagen keinen guten Start, und ich entschuldige mich für mein Benehmen, aber ich muss dringend zu Katies Mutter ins Krankenhaus. Das Problem ist, die Vorschule öffnet erst um neun Uhr. Würden Sie bitte so lange auf die Kleine aufpassen?«

»Aber wo ist Eric?« Panisch drehte ich mich nach allen Seiten, als könnte er plötzlich aus einer Torte hüpfen. Dabei fiel mein Blick auf unsere Hände, die immer noch auf der Klinke lagen. Hastig zog ich meine darunter hervor.

»Er hat die Grippe.« Seine Augen bohrten sich in meine. »Bitte!«

»Gibt es keine Großeltern, Nachbarn oder Freunde, die einspringen können? Onkel, Tante?«

»Das dauert zu lange.« Er neigte seinen Kopf ein wenig zur Seite, und ein paar Locken kringelten sich um den Hemdkragen. »Ich mache das wieder gut.«

»Wenn ich diesen Termin in den Sand setze, hole ich mir die größte Klatsche meines bisherigen Berufslebens. Um das wiedergutzumachen, würden nicht mal tausend Tonnen Pralinen ausreichen.« Mit Schrecken dachte ich an den Traum, der im Nachhinein kein Albtraum war, sondern eher eine Vorsehung. Auf gar keinen Fall durfte ich zulassen, dass der Traum zur Realität wurde. Ich wollte schon vehement den Kopf schütteln, als ein kleiner Finger an mein Bein tippte.

»Hast du noch eine Mama? Meine Mama ist sehr krank.« Katie sah mich mit großen Augen an, und mein Magen krampfte sich zusammen, als sich die Gefühlswelt meiner eigenen Kindheit darin widerspiegelte. Die Kleine wurde viel zu früh mit Dingen konfrontiert, die man in dem Alter nicht begreifen konnte, erfüllt von Verlustängsten, die einem den Atem raubten, den Hunger nahmen und die Unbeschwertheit der Kindheit beendeten.

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht.«

»Macht dich das manchmal traurig?« Ihr Blick war so offen, so kindlich erwartungsvoll, dass ich vor ihr in die Hocke ging und ihre Hände in meine nahm. »Ja, manchmal bin ich darüber sehr traurig.« Aufmunternd lächelte ich sie an. »Aber dann erinnere ich mich an all die schönen Dinge, die ich mit ihr erlebt habe.« Ich legte eine Hand aufs Herz. »Und dann weiß ich, dass ich sie gar nicht wirklich verloren habe, sondern dass sie in meinem Herzen immer bei mir ist.«

Katie nickte ernst. »Und dann bist du wieder fröhlich.«

»Genau.« Ich kitzelte sie am Bauch und sie kicherte los. War es möglich, dass man ein Kind von einem Moment auf den anderen ins Herz schloss?

Ich stand auf und schaute Maik an. »Sie kennen mich doch gar nicht. Wie können Sie mir Ihre Tochter anvertrauen?«

Maik räusperte sich, als hätten ihn meine an Katie gerichteten Worte berührt. »Niemand, der so gerne Schokolade isst, könnte einem Kind etwas antun. Außerdem schwärmt Eric in den höchsten Tönen von Ihnen.« Dunkle Augen unter langen, dichten Wimpern ruhten auf meinen. »Ich habe keine andere Wahl und vertraue Ihnen einfach.« Er drückte mir einen

Schlüssel in die Hand. »Schließen Sie hinter mir ab. Neben der Backstube ist ein privater Aufenthaltsraum. Katie kennt sich hier aus.«

»Neun Uhr?«, versicherte ich mich noch mal bei ihm.

»Versprochen.«

*O*h mein Gott, schoss es mir durch den Kopf. *Was hast du getan?* Ich atmete tief durch, um mich zu beruhigen. Wie konnte ich mir von einem fremden Mann so die Butter vom Brot nehmen lassen, meine Karriere aufs Spiel setzen und mein wichtigstes Ziel für die nächsten Monate einfach aus den Augen verlieren? Innerlich stöhnte ich auf. Meine einzige Hoffnung war, dass Maik pünktlich kommen würde, und der Kunde mir wohlgesonnen war.

Es tippte ein weiteres Mal an mein Bein. »Spielst du was mit mir?«

»Mmh«, machte ich nur, während mir der Duft von frisch gebackenen Brötchen um die Nase wehte. Bevor ich überhaupt zu etwas zu gebrauchen war, musste ich was essen. »Hast du schon gefrühstückt?«

Katie schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Hunger?«

Sie nickte heftig. »Ich weiß, wie man mit der Kaffeemaschine einen Kaffee und eine heiße Schokolade macht.«

»Das ist eine gute Voraussetzung für ein gelungenes Frühstück.« Ich reichte ihr meine Hand, die sie vertrauensvoll umschloss.

Wir luden verschiedene Brötchen und ein paar Pralinen auf unsere Teller, wobei mich nicht der Hauch eines schlechten Gewissens plagte.

Katie zog sich einen Bistrostuhl zur Kaffeemaschine, kletterte hoch und zauberte mir mit einem Knopfdruck einen professionellen Milchkaffee und sich selbst einen Kakao. Anschließend führte sie mich in den Aufenthaltsraum, holte ein Glas Schokocreame aus einer Kommode, und wir setzten uns an einen runden Tisch mit vier Stühlen.

»Ich liebe frische Brötchen mit Schokocreame«, schwärmte ich und strich mir eine extra dicke Portion auf ein Ciabatta.

»Das ist aber ganz schön viel.« Katie kicherte und biss in eine Brötchenhälfte, die nicht weniger Creme aufwies als meine. Das Mädchen hatte braune Augen, nicht die dunkelblauen ihres Vaters, aber dafür seine schwarze Lockenmähne. Wie kleine Korkenzieher ringelten sie sich bis auf die Schultern.

Was sollte ich jetzt mit ihr machen? Auf der einen Seite trieb mir schon der Gedanke an den Kundentermin den Schweiß auf die Stirn, auf der anderen Seite wäre es nicht fair, sie das spüren zu lassen. Die Kleine hatte genug zu verarbeiten, saß hier mit einer völlig Fremden beim Frühstück, und der Vater verschwand Hals über Kopf ins Krankenhaus. Sollte ich sie nach ihrer Mutter fragen? Ich entschied mich dagegen. Besser wäre es, das Mädchen ein wenig von seinen Sorgen abzulenken.

Beim nächsten Biss ins Brötchen verteilte sich die Creme über meinen Mund.

Katie kicherte. »Du hast eine Schokoladenschnute.«

»Na sowas.« Ich leckte mir mit der Zunge über die Lippen und spürte, wie ich alles noch ein bisschen schlimmer machte.

Katie prustete los, und es flogen ein paar Krümel über den Tisch. Kichernd hielt sie sich eine Hand vor den Mund und rollte so lustig mit den Augen, dass ich in ihr Kichern einstimmen musste.

Nachdem wir gegessen hatten, schob ich meinen Teller zur Seite und sah sie erwartungsvoll an. »Hast du auch so richtig Lust, etwas zu spielen?«

Ihre Augen leuchteten auf. »Kennst du *Lotti Karotti*? Das ist mein Lieblingsspiel.«

Ich schüttelte den Kopf. »Kannst du es mir erklären?«

Katie nickte und kramte einen Karton aus der Kommode, aus der sie eben die Schokocremerie geholt hatte. Offensichtlich verbrachte sie hier öfters ihre Freizeit. »Das Spiel ist ganz einfach, das verstehst du bestimmt.«

Sie packte alles aus und teilte mir einen blauen Hasen zu. Im Laufe des Spiels purzelte er ständig in irgendein Loch, und ich verlor jede Runde. Verstohlen guckte ich immer wieder auf die Uhr.

»Du spielst noch schlechter als Maik«, meckerte Katie mit mir.

»Ich glaube, du bist einfach zu gut«, seufzte ich und warf einen Blick durch die Backstube zur Ladentür. Es war fast neun Uhr. Maik müsste jeden Augenblick auftauchen.

Im Laden klingelte permanent ein Telefon, aber da Katie keinerlei Anstalten machte, es ausfindig zu machen, ignorierte ich es ebenfalls. Vermutlich handelte es sich um Kunden, die etwas vorbestellen wollten.

Eine Viertelstunde später breitete sich ein Kloß in meinem Hals aus, rutschte zwischen Kehlkopf und

Mandeln hin und her und erschwerte mir das Schlucken.

Nach weiteren fünfzehn Minuten stand ich kurz vor einer Panikattacke, und um zehn Uhr war ich mir sicher, dass die *New York Times* morgen über einen Mord in einer Backstube berichten würde.

Kurz darauf klingelte mein Smartphone. Hastig kramte ich es aus der Tasche.

Major Claires Stimme klang vorwurfsvoll. »Lilly! Wo bleiben Sie?«

»Äh, ich passe auf ein kleines Mädchen auf.«

Sekundenlang hörte ich nur ihr Schnaufen.

»Aber Sie haben doch gar keine Tochter.« Den verwirrten Ausdruck auf ihrem Gesicht, konnte ich mir lebhaft vorstellen.

»Nein, nein, nicht meine Tochter, sondern die eines Bekannten. Es ist ein Notfall«, versuchte ich ihr zu erklären. »Der Vater musste ins Krankenhaus.«

»Notfall hin oder her. Arthur fragt alle dreißig Sekunden nach Ihnen. Suchen Sie nach einer Lösung und kommen Sie ins Büro. Sofort! Sie haben einen Kundentermin und da versteht der Chef keinen Spaß.« Und Major Claire offensichtlich auch nicht.

Ich würde Maik in der Kaffeemaschine ertränken und mich gleich dazu. Wie hatte ich ihm nur vertrauen können? Wegen ihm musste ich an meinem zweiten Arbeitstag einen Kunden versetzen. Ich wollte nicht wirklich darüber nachdenken, was Arthur von mir dachte.

Es klopfte an der Ladedtür, und ich entdeckte Maiks Gesicht am Fenster. Hastig sprang ich auf. »Bleib hier«, bat ich Katie. Ich wollte nicht, dass sie mitbekam, wie ich ihren Vater zu einem Papierfrosch zusammenfaltete.

Ich drehte den Schlüssel um und riss die Tür auf. »Sind Sie immer so unzuverlässig? Wissen Sie eigentlich in was für eine Situation Sie mich gebracht haben?« Am liebsten hätte ich ihn mit einem französischen Baguette aus der Auslage erschlagen. »Das ist mein zweiter Tag in meinem neuen Job.« An den Fingern zählte ich auf. »Ich komme zu spät, bin unvorbereitet und habe nicht mal eine überzeugende Ausrede, wie ...«, aufgebracht fuchtelte ich mit den Händen vor seinem Gesicht herum und suchte nach den richtigen Worten, »... die Entführung durch King Kong.« Meine Stimme wurde mit jedem Wort lauter. »Oder haben Sie mich auf der Spitze des *Empire State Buildings* gesehen?«

Ein Grinsen huschte über sein Gesicht, verschwand aber gleich wieder, als ich ihn wütend anfunktete.

»Es tut mir wirklich leid.« Bedauernd hob er die Schulter. »Aber ich habe mehrmals ...«

Seine nächsten Worte hörte ich schon gar nicht mehr. Ich stürmte durch die Backstube zum Aufenthaltsraum, schnappte mir meine Sachen und strich Katie über die Locken. »Dein Papa ist da. Hat mir viel Spaß gemacht, mit dir zu spielen.«

»Aber Maik ist ...«

»Ich muss weg«, unterbrach ich sie, winkte ihr zu und rauschte an Maik vorbei, der stürmisch von seiner Tochter begrüßt wurde.

»Soll ich Sie mit dem Auto fahren?«, rief er hinter mir her.

Mein Blick reichte ihm als Antwort. Ich hatte nicht vor, mit dem Typen mehr Zeit zu verbringen als notwendig. Außerdem war ich mit der Subway sowieso schneller.

Mit raschen Schritten holte er mich ein. »Danke, dass Sie mir geholfen haben. Ich werde mich revanchieren.«

Ein paar Haarsträhnen fielen mir ins Gesicht, als ich zu ihm herumwirbelte. »Wie denn?«, fuhr ich ihn an. »Ich glaube nicht, dass Sie dem Vorstand von *WebNet-Europe* angehören. Das wäre nämlich die einzige Möglichkeit, meinen Hintern zu retten.«

Seine Miene nahm einen überraschten Ausdruck an, verschloss sich aber gleich wieder.

Kühl musterte ich ihn. »Ich habe das nicht für Sie getan, sondern für Katie. Und wenn Sie um neun Uhr aufgetaucht wären, hätte ich wenigstens noch eine Chance gehabt, mich über den Kunden zu informieren.« Ich spuckte ihm die nächsten Worte förmlich ins Gesicht. »Aber so breche ich vermutlich den Weltrekord für die kürzeste Probezeit.«

»Moment! Wo wohnen Sie?«, fragte er noch, bevor ich die Tür hinter mir zuwarf.

Was wollte er? Mir Blumen schicken? Da würde nicht mal eine Lkw-Ladung ausreichen.

»In einer Schuhschachtel!«

Meine Bürotür stand offen. Auf dem Schreibtisch lag ein Zettel mit der Aufschrift *DRINGEND* und dem Hinweis, mich sofort bei Arthur zu melden. Hastig streifte ich den Mantel ab und warf ihn über den Schreibtischstuhl. Meine Wangen waren vom Laufen erhitzt, unter den Achseln hatten sich feuchte Flecken gebildet, und meine Haare sahen aus wie nasses Schnittlauch, da es draußen in Strömen regnete. Ich kramte ein Gummi und einen Spiegel aus der Handtasche, band die Haare notdürftig zu einem Pferdeschwanz zusammen und wischte mit einem Taschentuch das verlaufene Augen-Make-up weg. Ich sah aus wie nach einem Marathonlauf und genauso fühlte ich mich. Mein Energiehaushalt befand sich auf dem Niveau einer Leiche, und die Geschwindigkeit meines Herzschlags hätte die Skala jeden Blutdruckmessgeräts gesprengt.

In der Subway hatte ich mir eine Strategie für das Kundengespräch zurechtgelegt. Um meine Unwissenheit zu verschleiern, würde ich meinen Gesprächspartner mit Fragen bombardieren. Jede Antwort würde mich ein Stückchen weiterbringen und zur nächsten Frage führen, sodass ich die Informationen nach und nach zu einem Überblick zusammenfügen könnte. Gleichzeitig würde ich wichtig in den Unterlagen herumblättern, um mir zusätzliches Wissen anzueignen.

Selbstbewusst drückte ich die Akte vor die Brust, straffte die Schultern und hob das Kinn. Ich war nach

New York gezogen, um beruflich erfolgreich zu werden. So leicht ließ ich mich nicht unterkriegen, weder von einer Bäckerschürze, noch einem Donnerwetter von Arthur oder einem schwierigen Kunden.

Major Claire nickte mit einem tadelnden Blick auf die Tür des Chefs. Zehn Minuten war ich überfällig. »Arthur erwartet Sie.«

Ich klopfte an und trat ein. Im Augenwinkel sah ich einen schlanken, im dunklen Anzug gekleideten Mann am Panoramafenster stehen, den Blick auf den Trump Tower gerichtet.

Arthur begrüßte mich mit einer Miene, die einem hungrigen Haifisch glich. »Wie schön, dass Sie es noch einrichten konnten.«

Behalt die Nerven, befahl ich mir, *er wird dir vor dem Kunden keine Szene machen*. Ich schätzte meinen Chef nicht als Choleriker ein, sondern eher als jemanden, dessen Stimme scharf wie ein Schweizer Messer wurde, wenn er so richtig wütend war. Ich hatte nicht übertrieben. Als er weitersprach, musste ich das Messer durch ein Skalpell ersetzen.

»Darf ich Sie mit dem Projektmanager der Marketingabteilung der Firma *Malton* bekannt machen? Ihr Termin für elf Uhr.«

Der Mann drehte sich um und wollte auf mich zugehen, blieb aber abrupt stehen.

Auch ich hielt in der Bewegung inne und ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Ein Duft stieg mir in die Nase, so vertraut, dass es eine schmerzliche Sehnsucht in mir auslöste, nach weichen Lippen auf meiner Haut, leisem Lachen an meinem Ohr und nach Armen, die mich fest umschlossen und vor dem Rest der Welt beschützten.

Seine Augen verloren sich in meinen, und ich las

darin Fassungslosigkeit, Bestürzung und Scham. Krampfhaft schluckte ich. Bilder tauchten vor mir auf, in denen Inge an meinem Bett saß und mir löffelweise Suppe einräufelte, weil ich mich weigerte zu essen. Die Nacht in Berlin, in der ich fünfzehn Stunden durch die Stadt geirrt und in jeder Kneipe, jedem Bistro und zig Restaurants gewesen war, in der Hoffnung, Daniel irgendwo zu finden. Und von dem Tag, an dem ich mit einem Bolzenschneider das Schloss mit unseren Namen von der Hamburger Michaelisbrücke getrennt hatte.

Ich ballte meine Hände zu Fäusten, und eine Wut baute sich in mir auf, deren Heftigkeit mich erzittern ließ. Daniel hatte nicht das Recht hier zu sein, nicht hier, wohin ich geflüchtet war, um ihn zu vergessen. Er gehörte nicht in meine Gegenwart und schon gar nicht in meine Zukunft. Ich fühlte mich plötzlich wie ein Marienkäferchen, dem man im Flug die Flügel ausgerissen hatte. Ziellos, Orientierungslos, Hoffnungslos. Alles stellte sich infrage, mein Job, mein neues Zuhause, ein neuer Anfang. Musste ich erst in die Antarktis auswandern, um meiner Vergangenheit zu entkommen? Ich wusste nicht, ob ich ihn oder mich aus dem fünfunddreißigsten Stockwerk stürzen sollte. Ich tat keines von beiden. Ich ging auch nicht auf ihn los, um ihm die Augen auszukratzen oder die Haare rauszureißen. Ich tat etwas ganz anderes: Ich kippte einfach um.

Möchtest du wissen, wie es weitergeht? Hier findest du die Gesamtausgabe der Liebesgeschichte von Lilly: https://www.amazon.de/gp/product/B07DY5P69K/ref=series_rw_dp_sw